



Schwyz

Y

N° 04

Y-MAG

*Schweyz*

---

N° 04



„Vom Eise befreit  
sind Strom und Bäche.“  
Dieses und die folgenden  
Zitate: sind aus Goethe's  
Faust I, „Vor dem Tor“  
FOTO: Stefan Zürcher

# LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

**Z**u Beginn des neuen Jahres erreichte uns eine Email, die uns besonders gefreut hat: „Das Y Mag ist grossartig“, hiess es da. „Es vermittelt uns Einheimischen ein Bild unseres Kantons, das in der Seele wohl tut!“ DAS hat uns sehr gefreut.

Aber nicht uns soll das Y Mag erfreuen (ein bisschen allerdings doch, wie sich denken lässt), sondern Ihnen, liebe Leserin und lieber Leser. Allerdings nicht dadurch, dass wir die Welt durch eine rosarote Brille betrachten und sie Ihnen so vorführen, sondern dadurch, dass wir unserem Vorsatz und Konzept treu bleiben und aufzeigen, dass Schwyz ein lebenswertes Fleckchen Erde ist – mit lebenswerten Menschen.

Klar doch: Wir finden natürlich auch Menschen lebenswert, die nicht unserer Meinung sind. Sie sollten sich allerdings um Klarheit ihrer Weltsicht bemühen, neuen Entwicklungen Raum lassen und im Austausch mit den Menschen sein, die um sie herum sind.

Damit sind wir beim ersten Thema. Um den „Fluss“ – „Flow“ wie Glücksforscher es nennen – geht es in zwei Artikeln: Beide handeln von Frauen und von Kunst: Franziska Ripphausen in der Malerei und Graziella Contratto in der Musik. Beide berichten darüber, wie es sich anfühlt, wenn „es läuft“. Oder „fließt“.

Um Musik geht's gleichfalls beim Bericht über die Schwyzerörgelimacher. Allerdings um eine besondere Musik, um den „Klang der Heimat“.

Die Kollers aus Steinen dagegen haben weniger die Stimmbänder gereizt als vielmehr die Geschmackspapillen. Obwohl: Mancher wird auch vor kulinarischer Wonne in ihrem „Rössli“ schon mal gejuht haben.

Und weil wir gerade beim Essen sind: Man kann auch mit Froschschenkeln und Schnecken fasten. Zum Lachen? Nein. IN Lachen. Mehr dazu im Bericht über das „Kapellfest in Lachen“.



Andreas Lukoschik

Ganz anders dagegen die Einsiedler. Die lieben es nämlich aufzutreten. Nicht nur auf festem Boden, sondern vor allem auf den Brettern, auf denen das Welttheater stattfindet. Zur Vorbereitung dieses Ereignisses gibt es eine tolle Ausstellung. Natürlich in Einsiedeln.

In Wollerau hingegen gibt es ein Unternehmen, das sich darauf spezialisiert hat, dass es weltweit drunter und drüber gehen kann. Mit höchster Geschwindigkeit. Die Rede ist von Achterbahnen, die dort berechnet werden – und noch ganz andere Sachen!

Gleich nebenan sitzt Peter Meyer mit seiner MIT-Group. Er hat das Internet im Kanton salonfähig gemacht und schaut auch auf die andere Seite: die Gefahren, die mit der Unterhaltungselektronik einhergehen. Das ist nicht nur lesenswert, sondern vor allem wert, das Gelesene in die Tat umzusetzen.

Am Schluss können Sie sich entscheiden. Der Titel dieser Geschichte: „Wer nicht hören will, muss ... diesen Artikel nicht lesen.“ Dem ist nichts hinzuzufügen.

Oder doch! Unsere Sprachforscherin Nathalie Henseler nimmt uns heuer mit auf die „Rigi-Rolle“ und die Europa-Kolumne kommt vom Schwyzer Architekten Lucas Steiner, der schon mit Frank O. Gehry und Daniel Libeskind gebaut hat und seine eigene und sehr bedenkenswerte Sicht auf die Herausforderungen hat, die wir von Europa aufnehmen und für Schwyz wahrnehmen sollten.

Kurzum: Das vierte Y Mag – die erste Ausgabe im neuen Jahr – ist wie eine Wiese voller bunter Frühlingsblumen. Frisch und abwechslungsreich. Wenn es uns gelungen sein sollte, wieder das zu erreichen, was in der uns zugesandten Mail stand, würden wir uns sehr freuen. 🍷

# INHALT

## SCHWYZ

**10 „Der Klang der Heimat“**  
oder Wo die Schwyzerörgeli geboren werden

**18 „Die Kollers in Steinen“**  
oder Wegbereiter des Kulinarischen in der Innerschweiz

**24 „Europäische Impressionen“** oder  
Europa als Inspirationsquelle

**28 „Kantonesisches“**  
– diesmal: die „Rigi Rolle“

**30 „Geschichten enthalten viele Schichten“** oder  
Wie die Künstlerin Franziska Ripphausen arbeitet

**36 „Die Dirigentin“** oder  
Graziella Contratto über Gott, die Musikwelt und Schwyz

## MARCH

**46 „Das Kapellfest in Lachen“** oder  
Wo Froschschenkel und Schnecken zum Fasten taugen

## EINSIEDELN

**54 „Der Einsiedler tritt gerne auf“** oder  
Die Ausstellung zum Welttheater

## HÖFE

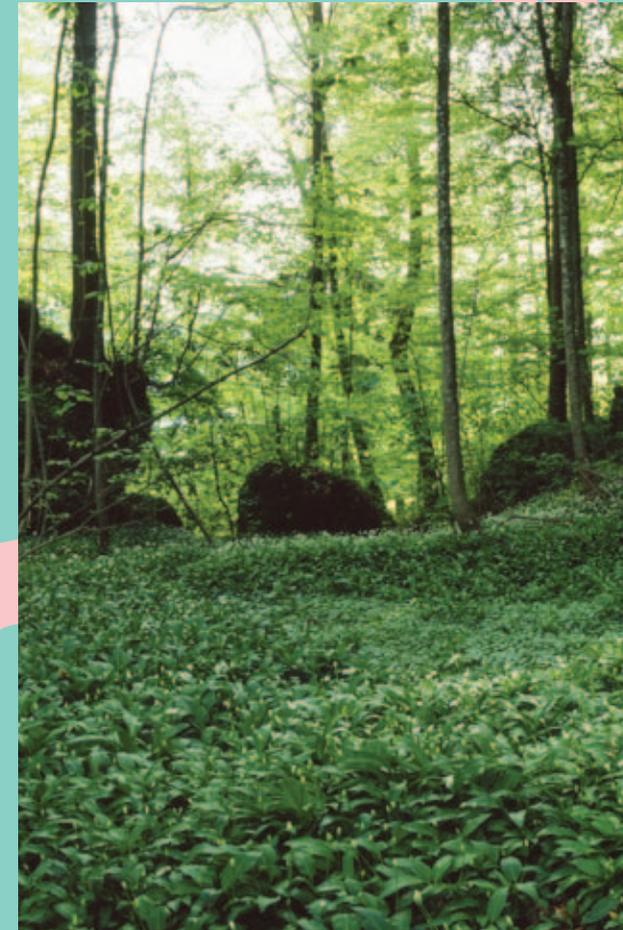
**60 „Wo lassen Sie denken?“**  
oder Wie in Wollerau Achterbahnen für die ganze Welt geplant werden

**66 „Peter Meyer – selbstkritischer IT-Philosoph mit NASA-Hintergrund“** oder  
Die Gefahren der modernen Unterhaltungselektronik.

## KÜSSNACHT

**74 „Wer nicht hören will, muss ... diesen Artikel nicht lesen“** oder  
Der Mann hinter dem Medtech Cluster in Küssnacht

 **WER MEHR ÜBER DEN KANTON ERFAHREN MÖCHTE BEKOMMT ES HIER:**  
Amt für Wirtschaft  
Bahnhofstr. 15  
CH 6431 Schwyz  
Bestellungen des Magazins bitte ebenfalls an diese Adresse richten.



## IMPRESUM

HERAUSGEBER: Urs Durrer, Vorsteher des Amtes für Wirtschaft, Schwyz

KONZEPTION & REALISATION: Amadeus AG, Schwyz

CHEFREDAKTOR: Andreas Lukoschik

CREATIVE DIRECTION: Reto Brunner, brunnerbekker München

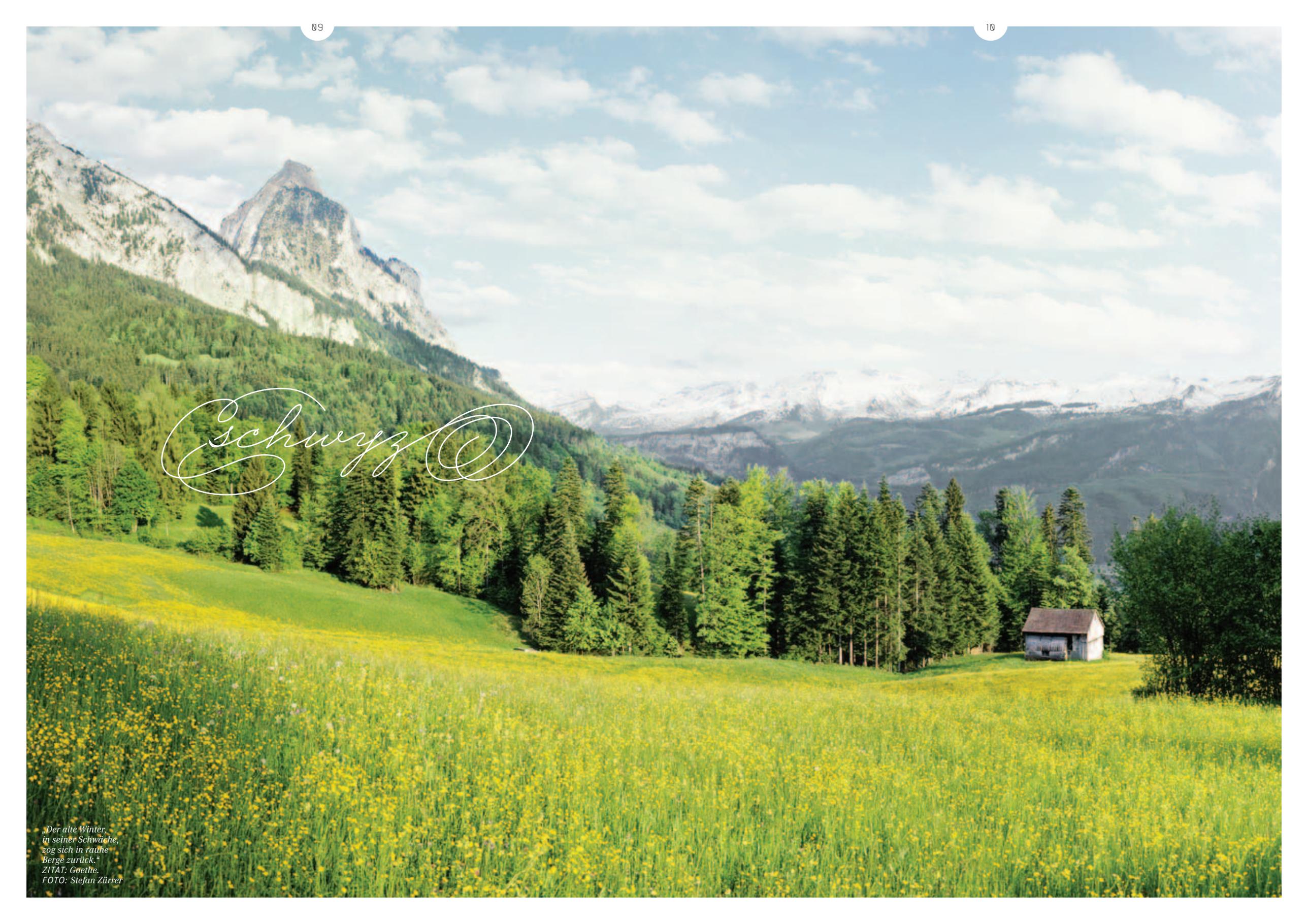
ART DIRECTION: Florian Fischer

MITARBEITER AN DIESER AUSGABE: Nathalie Henseler, Hanjo Seißler, Andreas Meyerhans, Christian und Werner Greuter, Albert und Alice Koller-Zimmermann, Franziska Ripphausen, Lucas Steiner, Graziella Contratto, Detta Kälin, Martin Ryffel, Peter Meyer, Georg Schinko, Judith Schlosser (Fotos) Stefan Zürrer (Fotos), Patrick Rosche (Illustration Editorial), Julian Rentzsch (Illustrationen)

ANSCHRIFT DER REDAKTION: Y MAG, Feldli, 6430 Schwyz

DRUCK: Gutenberg Druck AG; Lachen

„Durch des Frühlings  
holden, belebenden Blick,  
im Tale grünet  
Hoffnungsglück.“  
ZITAT: Goethe  
FOTO: Stefan Zürrer



# Gschwyz

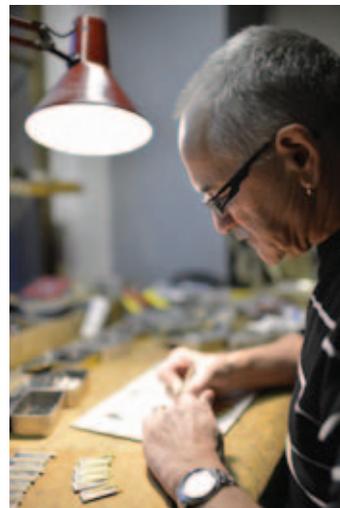
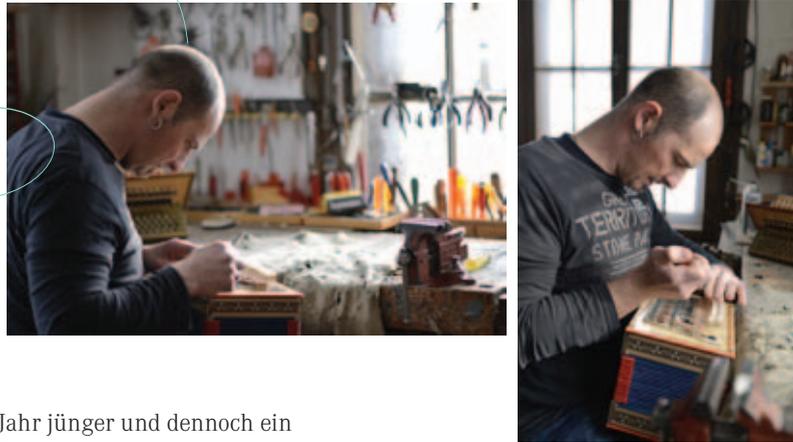
„Der alte Winter,  
in seiner Schwäche,  
zog sich in rauhe  
Berge zurück.“  
ZITAT: Goethe.  
FOTO: Stefan Zürcher

# DER KLANG DER HEIMAT

DAS „SCHWYZERÖRGELI“.  
UND WER HAT 'S ERFUNDEN?  
DIE SCHWYZER!

von Andreas Lukoschik

„The one and only“  
Schwyzerörgeli trägt den  
Schriftzug „Eichhorn“.  
FOTOS: Stefan Zürcher



**E**s ist nur ein Jahr jünger und dennoch ein ebensolcher Botschafter für die Schweiz wie das legendäre Armeemesser von Victorinox. Allerdings steht es nicht so sehr für das, was sich die Welt unter der Schweiz vorstellt, sondern mehr für das, was Schweizer draussen in der Welt mit ihrer Heimat verbindet. An Gefühl. An Erinnerungen. Und überhaupt.

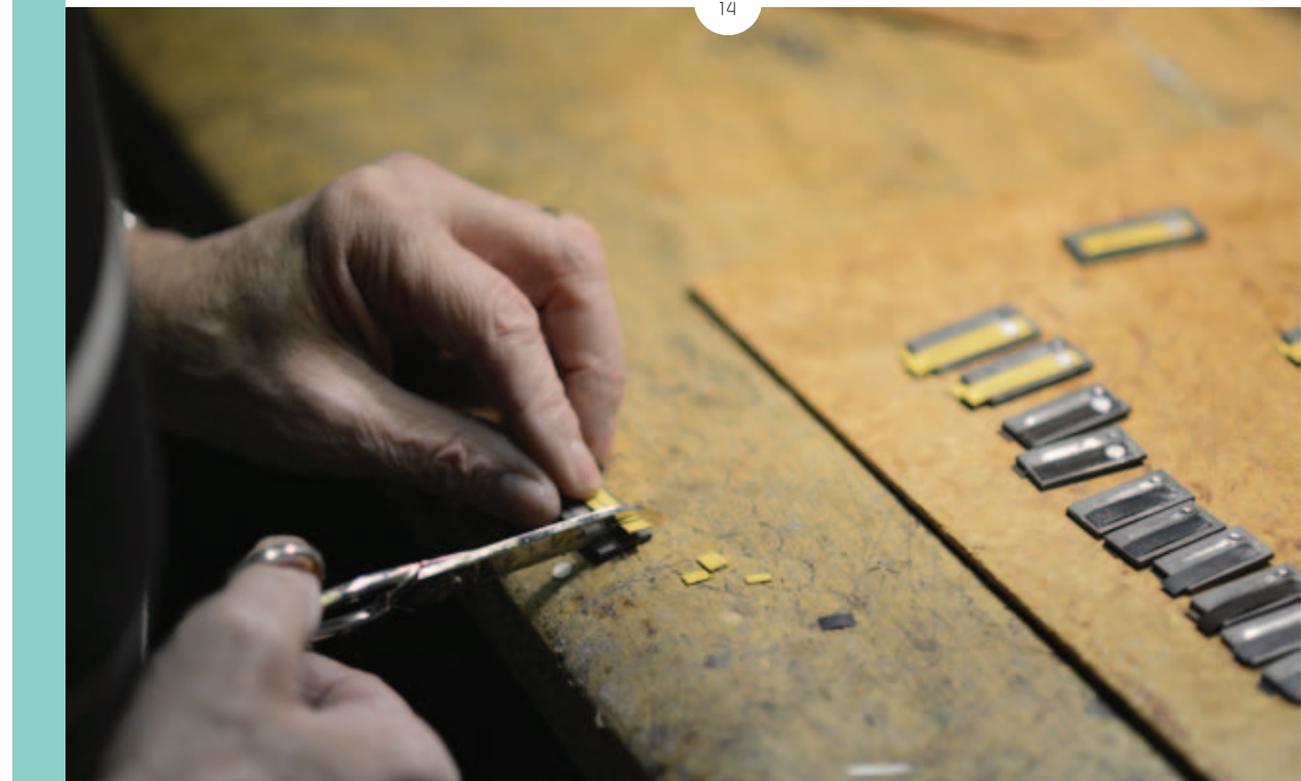
Wo ein Schwyzerörgeli erklingt, schwingen Gedanken an die Heimat mit. Da macht sich Heimweh und Melancholie breit oder es tauchen Bilder vor dem inneren Auge auf an eine grossartige Jugend auf Skipisten und in tiefen Wäldern. Das Schwyzerörgeli lässt mit seinen mindestens 129 Zungen vertraute und lieb gewonnene Gedanken an die Berge auferstehen, weil es der Klang der Heimat ist. Egal wie alt man ist.

Bei so viel emotionaler Authentizität überrascht es nicht, dass sie anders gebaut ist als die gängige Ziehharmonika, ist sie doch ein „Schwyzer“ und kein „Schwiizer“ Örgeli. Der Schwyzer an sich ist nun mal anders. Und legt Wert darauf. Denn er hat nicht nur seinen eigenen Kopf – sondern auch seinen eigenen Klang. Er ist halt ein Individualist. Und will es bleiben.

So ist es auch bei diesem 127 Jahre alten Musikinstrument, von dem übrigens in Schwyz mehr Modelle gebaut wurden als von allen Ziehharmonikas zusammen. Das nur, damit klar ist: Hier handelt es sich nicht um eine folkloristische Nische. Nein, hier geht es um einen urschweizer Klangkörper. Mindestens so typisch wie das Alphorn. Allerdings etwas geselliger. Womit nichts gegen den wunderbaren Klang der Alphörner

gesagt werden soll. Aber Schwyzerörgeli kann man in Beizen und geschlossenen Räumen spielen, was man von Alphörnern nur in Ausnahmefällen berichten kann.

Nun ist aber Schwyzerörgeli nicht gleich Schwyzerörgeli. Es gibt viele Nachbauten respektive Zusammenbauten aus Einzelteilen, die in Billiglohnländern produziert und dann irgendwo zusammengeschraubt werden. Das sind „irgendwelche Örgeli“ keine „Schwyzerörgeli“. Die sind nur echt mit dem Namen „Eichhorn“ und kommen .... wie der Name schon sagt ... aus Schwyz. Genau er gesagt, aus der schönen Fabrikationswerkstatt von 1920 mit dem geschwungenen Schriftzug unter dem Giebel an der Hinterdorfstrasse 29.



*OBEN/LINKS UNTEN: Werner Greuter bearbeitet die „Zünglein an der Zarge“, damit sie den richtigen Ton geben.  
LINKS OBEN: Christian Greuter richtet derweil die Klappenmechanik.*

„500 Stunden Arbeit stecken in einem solchen Örgeli,“ erklärt Christian Greuter, der Juniorchef des Unternehmens – weshalb man eigentlich schon fast „Orgel“ zu ihr sagen müsste. Sagt man aber nicht, weil sie handlich und deutlich kleiner ist als die allorts bekannte Ziehharmonika.

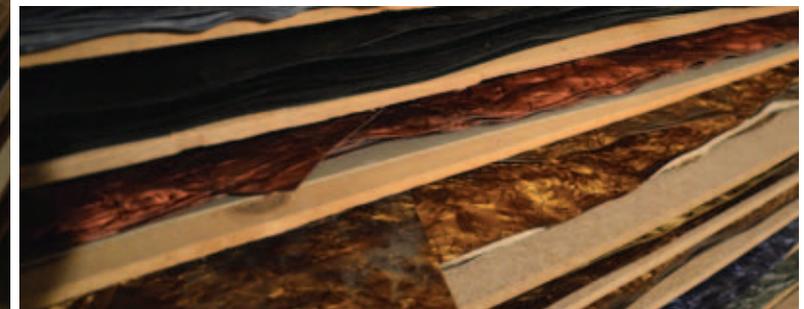
Und anders gespielt wird sie auch. „Dichromatisch“ nennt das der Fachmann. Weshalb man mehr Geschick fürs „örgelen“ braucht als bei den gängigen Ziehharmonikas. Die produzieren auf Zug und Schub den gleichen Ton. Das „Örgeli“ dagegen zwei unterschiedliche. Das liegt daran, dass es nicht nur eine Stimmzunge pro Taste hat, sondern zwei. Wovon die eine durch die einströmende Luft zum Schwingen gebracht wird, während die andere klingt, wenn die Luft ausströmt. Womit wir beim Stimmen der Zungen wären. Das ist ein zeitaufwändiger Vorgang, bei dem man gute Nerven braucht.

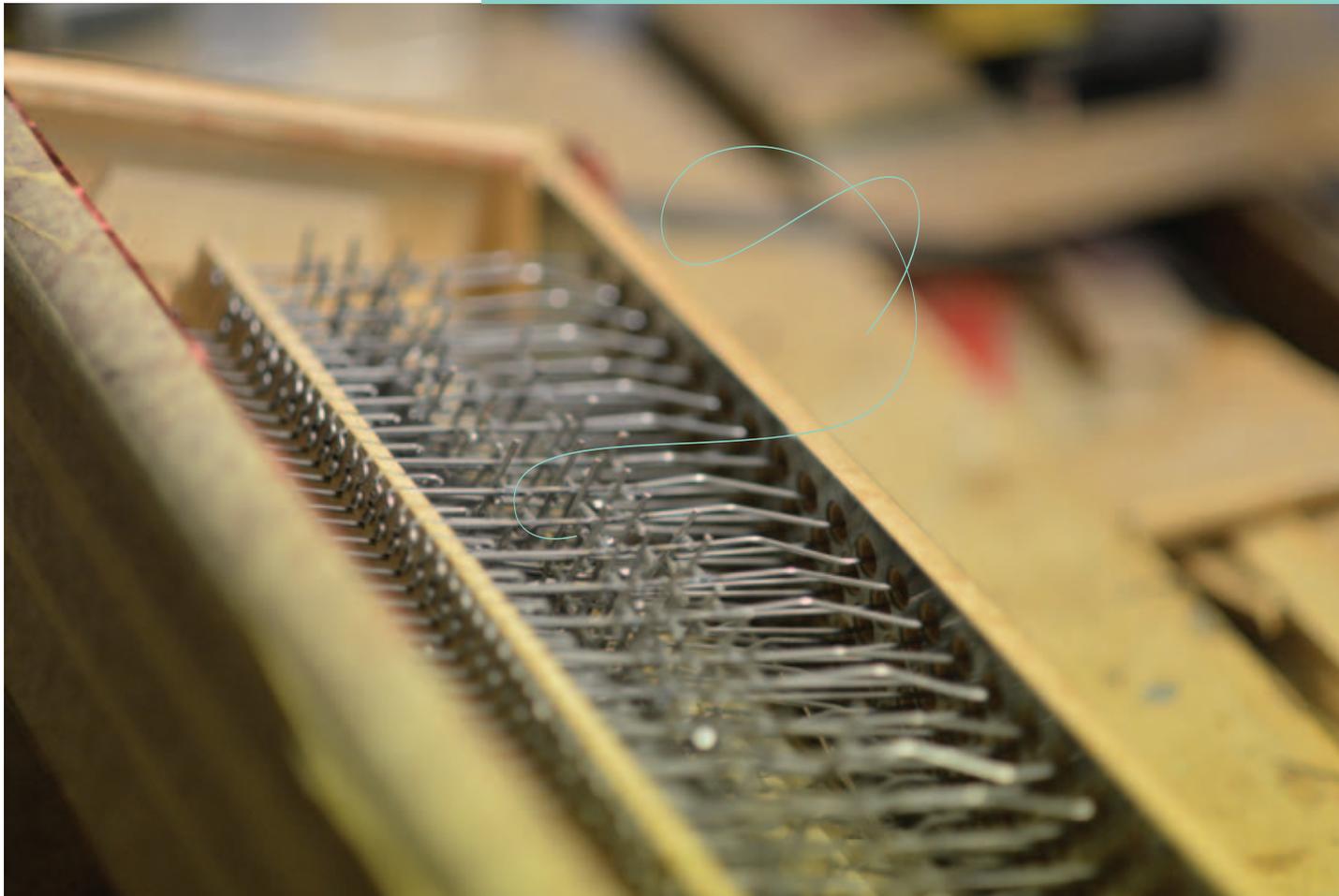
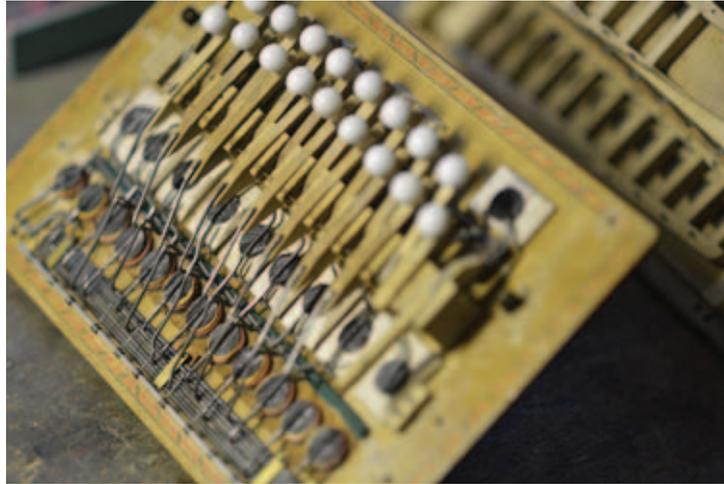
Beim Stimmen wird die Stimmzunge entweder an ihrem freischwingenden oberen Ende zurechtgefeilt – dann schwingt sie höher – oder an ihrem festgeschraubten unteren Ende – dann klingt sie tiefer. Seniorchef Werner Greuter übernimmt diese Aufgabe mit seinem in fünfzig Arbeitsjahren geschulten Gehör. Denn am Ende solle das „Schwyzerörgeli“ harmonisch klingen, wenn ein Meister des Fachs es spiele. Stimmt!

Das weiss natürlich jeder Schwyzer. Aber weil diese Zeilen auch von interessierten Zeitgenossen gelesen werden, die keine Erfahrung im „örgelen“ haben, sollte es hier kurz erwähnt werden. Überhaupt die Menschen, die das „Schwyzerörgeli“ noch nicht kennen. Das sind bei den vielen Milliarden auf der Welt natürlich einige. Lustigerweise kommen davon sehr viele, wie auf einer musikalischen Wallfahrt, an die Hinterdorfstrasse nach Schwyz gepilgert. Wo sie eine Führung bekommen. Die kann man buchen. Sie dauert eine gute Stunde. Danach ist man erfüllt von einer gewissen Ehrfurcht ob der feinen Arbeit bei den Greuters. Und man weiss, warum ein solches Örgeli bei 5000 Franken das Stück beginnt. (Zur Erinnerung: 500 Arbeitsstunden braucht es für EIN Örgeli.)



Die bewährten Werkzeuge und (manchmal geheimen) Zutaten, aus denen die beiden Greuters in ihrer Bilderbuch-Werkstatt die einzig wahren „Schwyzer Örgeli“ fertigen.





Und so kommen Besucher aus China und Japan, Kanada und Russland, USA und Südamerika, um sich diese urschweizer Instrumentenbauer in ihrer einzigartigen Werkstatt anzuschauen. Die Besucher sind übrigens beileibe nicht alles Auslandsschweizer. Nein, besonders Journalisten rollen an und berichten gerne und ausgiebig von Vater Greuter und seinem Sohn, die in der Innerschweiz einer Handwerkskunst nachgehen, die fast eine Geheimkunst ist. Die Greuters wissen nämlich, welcher Leim verwendet werden muss, um über Jahre zu halten und dennoch elastisch und weich zu bleiben. Sie wissen, dass man das Holz mindestens 18 Jahre lang richtig lagern muss, ehe es den richtigen Trocknungsgrad und die entsprechende Härte hat, um den richtigen Klang zu ergeben. Sie wissen, wie man die Klappenmechanik baut, welche

Qualitäten das Ziegenleder haben muss, welche Lacke und Harze man fürs Holz verwenden muss, aus welchen Metallen die Stimmplatten samt Zungen sein müssen – und wer die besten Zungen macht. Oder richtiger „gemacht hat“. Denn die Spitzenqualitäten haben kleine Unternehmen aus Sachsen gemacht. Vor dem Krieg. Ein paar davon haben die Greuters noch. Für ganz besondere Massanfertigungen.

In vielen Punkten unterscheiden sich die Greuters übrigens nicht von den Grossmeistern der Geigenbauzunft, die ja auch mit ihren geheimen Rezepturen und Kenntnissen bis zum heutigen Tag die Fachleute des Instrumentenbaus faszinieren. Gut, zur Stradivari wollen wir die „Schwyzerörgeli“ jetzt nicht hochjazzen, aber in diese Richtung geht's schon.

*Die Klappenmechanik muss feinstens funktionieren, damit das Spiel gut klappt – ohne zu klappern. Denn das gehört nicht zu diesem Handwerk!*



Apropos „jazzen“: Die Greuters bauen auch massgeschneiderte Örgeli für Jazzmusiker. Ob man es glaubt oder nicht, aber „Schwyzerörgeli“ haben auch in der modernen Musik – sowohl klassisch als auch im Pop – ihren Platz. Und unter das „Grand Chapiteau“ der Zirkuswelt gehören sie sowieso. Clowns gehören denn auch zu den Stammkunden der Greuters, wobei der in aller Welt bekannte und beliebte Clown Dimitri ein besonderer Stammkunde ist. Er kauft bei den Greuters nicht nur neue Örgeli, sondern kommt auch schon mal mit winzig kleinen oder riesengrossen zu ihnen, die er auf Flohmärkten und Versteigerungen gefunden hat. Die machen die Greuters dann wieder „heil“, damit Dimitri und seine Compagnia mit ihnen Grosse wie Kleine anrühren kann.

Ja, Christian und Werner Greuter haben schon einen besonderen Beruf, der nur mit der entsprechenden Berufung ausgeübt werden kann. Denn bei ihnen muss das Zusammenspiel geschickter Hände mit dem Wissen vieler Jahrzehnte und dem Gehör für Harmonien ein Ganzes ergeben. Auf dass am Ende die „Zünglein an der Zarge“ genau den Klang ergeben, der die Herzen erreicht und Erinnerungen an schöne Stunden wachruft. Eben an die Heimat. 🇨🇭



# DIE WEGBEREITER

ALBERT UND ALICE KOLLER HABEN DAS „RÖSSLI“ IN STEINEN ZU DEM GASTRONOMISCHEN EREIGNIS DER ZENTRALSCHWEIZ GEMACHT. DAS PAAR IST DER WEGBEREITER DER SCHWYZER GOURMETLANDSCHAFT, DIE LANDESWEIT IHRESGLEICHEN SUCHT.

von Andreas Meyerhans

Zum Einkaufen reisen Herr und Frau Schweizer nach Zürich, Mailand, München oder London. Um vorzüglich zu essen, führt sie der Weg häufig in den Kanton Schwyz. Und das nicht erst seit Franz Wiget vom „Adelboden“ in Steinen vom Gault-Millau zum Koch des Jahres 2012 gekürt wurde.

Auf dem Gebiet des Kantons Schwyz finden sich mehr Gourmetrestaurants mit nationaler Ausstrahlung als in mancher Schweizer Grossstadt. Gäbe es eine Schweizer Kantonsmeisterschaft im Kochen, der Kanton Schwyz wäre seit Jahren dabei. Und zwar vorne.

Kochkünstler wie Franz Wiget und Werner Bürgi vom „Burehof“ in Euthal, Markus Gass vom „Adler“ in Hurden, Daniel Jann vom „Adler“ in Ried-Muotathal, Tony Schmidig vom „Rigiblick“ in Lauerz und der „Aufsteiger des Jahres 2011“, Tobias Funke vom „Obstgarten“ in Freienbach, bilden das Kernteam.

Als Coach dieser Brigade käme Albert Koller, der langjährige Wirt des „Rössli“ in Steinen, in Frage. Der Altmeister der gehobenen Küche war

nicht nur Lehrmeister von Franz Wiget, Daniel Jann und 26 weiteren Köchinnen und Köchen. Dieser Zauberer am Herd propagierte schon in den 1960er-Jahren eine vielfältig innovative Küche. Er habe unglaublich viel dazu beigetragen, Steinen zum „gastronomischen Treffpunkt der Innerschweiz“ zu machen, hiess es schon im Juni 1973 in der Zeitschrift „Frau“. Damals lebte die Gastronomie hierzulande von währschaften Handwerkermenüs und von Stammgästen aus dem Dorf.

Albert und Alice Koller-Zimmermann, die den Betrieb in Steinens Zentrum von 1966 bis 2007 gemeinsam führten, wollten allerdings keineswegs „nur“ Gäste der gehobenen Küche begrüssen. „In unserem Gasthaus waren immer alle willkommen“, so Alice Koller.

Der Anspruch, Gasthaus für die Dorfvereine und die Bürger von Steinen und zugleich Ziel für Gäste aus der halben Schweiz zu sein, war ein Spagat, den die in Steinen verwurzelten Kollers bravourös bewältigten.

Das beweist der Titel „gastfreundlichstes Haus der Schweiz“, der dem „Rössli“-Team im Jahr 1992 vom Schweizerischen Hotelier-Verband und dem Arbeitgeberverband des Schweizerischen Gastgewerbes „Gastro Suisse“ verliehen wurde. Das besagt auch der Titel, den die „Neue Zürcher Zeitung“ zum Abschied des Ehepaares vom „Rössli“ im Herbst 2007 wählte: „Die Steiner Chilbi verliert ihr Herz“.

## Innovation als Überlebensstrategie

Auf Spitzenküche zu setzen, war für Albert Koller ein Herzensanliegen. Gleichzeitig aber auch ein „Business-Entscheid“. Mit anderen Worten: Der leidenschaftliche Küchenhandwerker verlor über seine Passion nie das Streben nach geschäftlichem Erfolg aus den Augen.





ANDREA SCHILTER  
„Tamarindtree Hotel“  
Roseau, Dominikanische Republik

ALEX JURT  
„Restaurant Kündig“  
Steinen

TOBIAS FUNKE  
„Aufsteiger des Jahres“  
„Obstgarten“  
Freienbach



VRENI STRICKLER-BÜELER  
„Mineralbad und Spa“  
Rigi Kaltbad

RITA STEINEGGER-EHRLER  
„Löwen“  
Tuggen

SUSANNE BUCHER  
„Weinstube Alter Torkel“  
Jenins



MARKUS GASS  
„Adler“  
Hurden

WERNER BÜRGI  
„Burehof“  
Euthal

TONY SCHMIDIG  
„Rigiblick“  
Lauerz



„In den 1960er-Jahren gab es alleine in Steinen 14 Restaurants und Cafés“, erinnert sich Alice Koller. Um überleben zu können, war erneuernder Einfallsreichtum gefragt. Die Familie Koller, die seit 1851 auf dem „Rössli“ sitzt, hatte lange auf eine Dreifach-Strategie gesetzt: Neben der Wirtschaft im „Rössli“ betrieb sie einen Dorfladen sowie einen Stoff- und Tuchhandel.

Letztere brachten nach dem Zweiten Weltkrieg mit der steigenden Mobilität und dem Aufkommen von Grossisten nicht mehr die notwendigen Erträge. Marie Koller-Kryenbühl, nach dem frühen Tod von Vater Gottfried alleinerziehende Mutter von Albert und Hansjörg, hatte schon in den 1950er-Jahren auf Gäste aus der Ferne – holländische Autoreisende machten in Steinen Halt – gesetzt. So machten sich die ersten Investitionen in den Hotelbetrieb bezahlt.

Albert, Jahrgang 1937, absolvierte nach Handelsdiplom und einem Praktikum in der Textilbranche die Hotelfachschule und bildete sich beruflich in St. Gallen und Zug weiter. Den letzten Schliff holte sich der Koch dann in London, wo er als Koch-Saucier im „Oxford and Cambridge“ wirkte.

„In London lernte ich die Vielfalt der Küchen kennen. Wir waren mit unserem Chef viel unterwegs, assen Indisch, Chinesisch und anderes mehr“, so Albert Koller. „Das weckte mein Interesse für Neues“. Zurückgekehrt in die Schweiz, entschieden Albert und

Bruder Hansjörg, den Laden im Untergeschoss des „Rössli“ aufzugeben und von 1963 an auf die Karte „Gastronomie“ zu setzen.

Albert überraschte die Steiner von Beginn an mit neuen Menüs und Ideen. Neben Traditionsgerichten gab es nun im „Rössli“ Spargelgerichte, Schnecken, Tatar und Currygerichte. Das Zubereiten von Speisen am Tisch sei damals in der Schweiz nicht gerade gang und gäbe gewesen. „Wir gehörten zu den Ersten, die Rehrücken vor dem Gast tranchierten oder Kabsleberli flambierten“, so Koller.

„Rindsfilet an Himbeersauce“ waren für Herrn und Frau Schweizer damals ebenso neu wie eine köstliche im Hause von Hand gemachte Sauce Hollandaise.

MARC TORCHE  
„Hong Qiao Hotel“  
Shanghai

BEAT WALKER  
„Gasthaus im Feld“  
Gurtneellen

FRANZ WIGET  
„Koch des Jahres 2012“  
„Adelboden“  
Steinen

DANIEL JANN  
„Adler“  
Muotathal

ALICE & ALBERT  
KOLLER

Aus dem „Rössli“ der Kollers wuchsen viele in die Spitzen der Gastronomie.

Umfeld überleben und uns einen Namen schaffen wollen.“ An diesem Prinzip hielten die Kollers über all die Jahre fest.

## Perfektion gefragt

Wer nach dem „Rezept“ für den Erfolg der Kollers fragt, bekommt nicht nur den Begriff Innovation zu hören. Perfektion ist ihr zweiter Leitbegriff. Albert Koller ist ein Ästhet. „Ich fand es sehr wichtig, dass nicht nur gut gekocht wird, sondern auch mit dem Auge gegessen wird. Als Ästhet hat mich der bekannte Steiner Bildhauer Josef Rickenbacher geprägt.“ Rickenbacher war es, der bei der Gasthaus-erweiterung im Jahr 1967 die Innenarchitektur übernahm und damit dem „Rössli“ ein eigenes, einmaliges Gepräge gab.

Albert Kollers Streben nach Perfektion spüren Gernesser am stärksten, wenn sie seine meisterhaft zubereiteten Saucen genießen. „Albert Koller ist der Saucenmagier schlechthin“, hielten 1995 die Gastrokritiker des „Gault-Millau“ fest.

„Das Zubereiten einer guten Sauce ist Knochenarbeit. Das hat mich und meine Brigade besonders gefordert“, betont der Meisterkoch. Vergisst dabei jedoch nicht, anzumerken, dass das Rupfen von Hühnern und Enten früher genauso zum „Tagesgeschäft“ gehörte wie alle anderen zur Küchenarbeit zählenden handwerklichen Fertigkeiten. Das kommt seinen einstigen Mitarbeitern – die jetzt als Könner am eigenen Herd stehen – noch heute zugute. Die Verschiedenartigkeit der kollerschen Küche und die Tatsache, dass er die feineren Töne der Kochkunst vom ersten Tag seines Berufslebens an, zu schätzen wusste, liessen ihn zum hochbeliebten Lehrmeister werden.

Dass er nie ausgelernt haben würde, wusste er nach den ersten Schritten in „meiner Werkstatt“ – der Küche. „Weiterbildung gehörte zum täglichen Brot. Ich belegte Kurse bei Elfy Casty, Marianne Kaltenbach, Agnes Amberg, Hans Stucky oder Seamus Egan, dem Koch der Swiss Re.“

Die Kochkünste von Albert Kollers Brigade – verbunden mit dem von Alice Koller und

ihrem Team gebotenen tadellosen Service in der „Rössli“-Gaststube – blieben den Gastrokritikern nicht verborgen. 1986 kam der erste Eintrag im Gault-Millau – mit 11,5 Punkten ein solider Start. Von 1997 an wurde das „Rössli“ mit 16 Punkten geschmückt – und vom Guide Michelin erhielt „dieser Saucenmagier“ zwei Fourchettes.

Trotz all dieser „höheren Weihen“ blieb das „Rössli“ ein Treffpunkt für alle Schichten. „Bei uns musste man nicht vorbestellen. Auch Spezialwünsche versuchten wir soweit wie möglich zu erfüllen“, erklärt Alice Koller.

So galt es 1977 kurzfristig für den Stadtrat von Lausanne ein Schwyzer Bauernbuffet zu realisieren. Der damalige Stadtpräsident und spätere Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz war davon so begeistert, dass er diesem Druiden der Küche zum Schluss einen Kirschkredenzte.

Rössli-Spezialitäten wie der Schwyzer Ratsherrentopf, die am Tisch flambierten Kalbsleberli, das Kalbsfilet „General Guisan“ die verschiedenartigsten Fisch- und Wildgerichte waren von Einheimischen wie auswärtigen Gästen geschätzte Menüs. Sie bewirkten, dass die ungezählt vielen Stammkunden jahraus, jahrein nach Steinen pilgerten.

## Der Kultur-treffpunkt

Ein Entrecôte „Talibasch“ oder ein Steak „Valädi“ waren für Steinerinnen und Steiner der Beweis dafür, dass da einer für sie kochte, der nicht nur etwas von Fleisch und Fisch verstand, sondern auch von örtlichen Traditionen.

Die Familie Koller ist seit jeher stark im Dorf engagiert – vor allem im örtlichen Musikverein. So überraschte es nicht, dass die Kollers im Rahmen der Neuausrichtung des „Rössli“ kulturellen Veranstaltungen grosses Gewicht beimassen.

Zwischen 1967 und 1972 organisierten die Koller-Brüder immer wieder Jazzkonzerte. Es kam in jener Zeit vor, dass Albert nach seinem Einsatz in der Küche manches Mal am Schlagzeug sass.

Lesungen gehörten genauso zu ihrem Programm wie „Wine und Dine“-Abende – und das zu einer Zeit als dieser Begriff noch nicht in aller Munde war. Weil die Kollers auch einem jungen Publikum etwas bieten wollten, eröffneten sie darüber hinaus im Jahr 1968 im Untergeschoss die „Rössli-Bar“ als erste Disco der Region. Zum kulturellen Kristallisationspunkt wurde das „Rössli“ jeweils zur Fasnacht – besonders während der Steiner Chilbi. Dann wurde das „Rössli“ zur „Festhütte“, in der die besten Schweizer Ländlerkapellen zum Tanz aufspielten.

Hans Aregger, die Formation Heirassa, Willi Valotti, Jost Ribary, Carlo Brunner und die Hujässler unterhielten bei solchen Gelegenheiten die in Scharen herbeigeeilten Ländlerfreunde. Aus der „Rössli“-Küche gab's dazu eigens angeordnete Chilbimenüs wie Hafechabis oder Milkepastetli.

Das Herz der Steiner Chilbi schlug im „Rössli“! Auch an diesen langen Tagen setzten Alice und Albert Koller auf Qualität. Für sie war klar: Nur so können Wirtsleute über 40 Jahre erfolgreiche Gastgeber sein.

Nur so? Es braucht weit mehr als Qualitätsbewusstsein, Innovationskraft und Engagement. Es braucht Teamwork – und ein Wirtepaar, das jede Herausforderung anpackt. „Während all der Jahre war immer jemand von uns bei den Gästen“, so Alice Koller. „Auch das war meiner Meinung nach ein Teil unseres Erfolgsgeheimnisses.“

Blickt „Coach“ Koller auf seine Schwyzer Koch-Brigade und beurteilt er deren Arbeit, schwingt Hochachtung mit: „Esskultur ist zu einem Markenzeichen des Kantons Schwyz geworden. Was dabei besonders hervorsteicht, ist die Konstanz, mit der Franz Wiget, Werner Bürgi, Tony Schmidig, Daniel Jann und andere Kollegen seit Jahren auf Top-Niveau kochen.“

Heute brauche es den doppelten Einsatz, um ein Level zu halten oder zu steigern: „Der Gast ist anspruchsvoller geworden und sehr preisbewusst. Er kann zudem aus einem breiteren Angebot auswählen. Ich ziehe meinen Hut vor diesen Leistungen.“ 🍷



Grossen Anteil am bald einsetzenden Erfolg hatte Alberts Prinzip, alle sechs bis acht Wochen die Speisekarte zu wechseln. Dabei setzte er konsequent auf frische Produkte aus der Region. „Das hiess für mich, immer wieder neue Gerichte zu kreieren.“

Inspiration holte sich der Steiner Küchenkünstler unter anderem am Zürcher Engrosmarkt. Ihm entging dort kein neues Produkt. Dabei machte es ihm nichts aus, vor Tau und Tag, um 5 Uhr in der Frühe am Ort des Handels mit frischen Viktualien zu sein.

Auf ein grandioses Echo stiess das 1964 aus der Taufe gehobene Wild-Festival – ein „Rössli“-Highlight bis zum Schluss. „Neben einheimischem Wild boten wir den Gästen Rebhuhn und Fasan – Wild, das man in den 1960er-Jahren auf Schweizer Speisekarten noch nicht allzu häufig fand“, erzählt Albert Koller.

1966 heirateten Albert Koller und Alice Zimmermann. Von Stund an nahmen beide jede Herausforderung gemeinsam an: Alice Koller-Zimmermann wurde mit der Heirat zur „Frontfrau“ im „Rössli“. Sie sorgte dafür, dass die von Albert zubereiteten Speisen den Gästen perfekt serviert wurden. Die „Maître d'Hôtel“ und diplomierte Sommelière war überdies für die Ausbildung von 15 Servicefachleuten verantwortlich.

Für die Eheleute stand fest: „Innovation ist gefragt, wenn wir in einem schwierigen

# DIE SCHWEIZ IST DAS LOCH IM EUROPÄISCHEN KÄSE

DIE EUROPAKOLUMNE DIESES MAL VOM ARCHITEKTEN UND STÄDTEPLANER LUCAS STEINER AUS SCHWYZ.

**N**ach drei wirtschaftsorientierten Beiträgen in den ersten Ausgaben kommt heuer einer zu Wort, der sich als Architekt auch als Kulturschaffender – im wörtlichen Sinn – fühlt. Das hat in seiner Familie Tradition. Denn er ist in der vierten (!) Generation Architekt. In Schwyz. Und deshalb eine Stimme, die gehört werden sollte.

Das besonders, weil man zwar das Fernsehen einstellen, ja sogar seinen Fernseher wegwerfen kann, wenn man mit dem Fernsehprogramm nicht zufrieden ist, die gleiche Konsequenz beim Bauen aber nicht an den Tag legen kann. Ein Dach über dem Kopf muss jeder haben. Fragt sich nur wie das aussieht? Und genau dazu nimmt unser Gastkommentator heute Stellung.

Noch während des Architekturstudiums an der Eidgenössisch Technischen Hochschule in Zürich (ETH) wurde Daniel Libeskind auf ihn aufmerksam und engagierte ihn 1995 vom Fleck weg nach Berlin. Dort war zwar schon Libeskinds „Jüdisches Museum“ im Bau, das Büro Libeskind jedoch als eines der innovativsten Büros nahm weiterhin an vielen Wettbewerben teil. Für diese Wettbewerbe war Steiner engagiert worden.

*Das ist kein Wunder, weil ihn immer genau diejenigen Architekturbüros gereizt haben, die nicht nur einfach „Raum mit Beton umbauten“, sondern einen ästhetischen, städtebaulichen und architektonischen Diskurs anstrebten.*

*So war es nur konsequent, dass er 1996 Oberassistent von Frank O. Gehry wurde, dem genialen Erbauer des Guggenheim-Museums in Bilbao, als der auf Einladung der ETH in Zürich einen Entwurfskurs abhielt. Nicht ohne Folgen: Denn Frank O. Gehry wollte Steiner unbedingt in Los Angeles haben. Und der ging. Doch zog ihn nach einiger Zeit die Liebe in die Schweiz zurück.*

*Ein Jahr lang war er wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Prof. Kurt Forster in Zürich, der 2004 die 9. Architektur-Biennale in Venedig kuratierte und heute an der Yale University lehrt. 1999 gründete Lucas Steiner mit seiner Frau Sabine Wille und seinem Bruder Benedict in Schwyz ein eigenes Architekturbüro.*

*Steiner ist seit 2002 Mitglied der Stadtbaukommission in Uster. Er war Fachpreisrichter in verschiedenen Architekturwettbewerben und ist seit 2010 Dozent für Architektur und Stadtplanung an der Hochschule für Technik in Rapperswil. Und heute schreibt er bei uns:*



ILLUSTRATION: Julian Rentzsch

Der Schwyzer Architekt und Städteplaner Lucas Steiner

## STATEMENT VON LUCAS STEINER

„Bei jeder Gelegenheit verweisen die SchwyzerInnen gerne auf ihr grösstes Kapital: die Landschaft. Und ja, es ist wahr, sie ist schön.

Bei Föhn erscheint der Rand des Schwyzer Talkessels mit all seinen Details zum Greifen nahe; jede Felskluft und jedes Gipfelkreuz ist mit blossen Auge erkennbar. Und wenn sich nach einem Sommergewitter der Himmel über dem Lauerzersee lichtet und die Abendsonne flach und grell wie ein gigantischer Scheinwerfer die Mythen in dramatisches Licht taucht, glaubt man, dass dies der Ort sein muss, wo der Menschenfreundliche, Liebende aus dem Schweizer Psalm jeden Moment im Abendglühn daher kommen wird....

Die melodischen Pfliffe der Schwalben, die mit waghalsigen Flugmanövern Mücken zwischen den Häusern jagen, vervollständigen ein Idyll, das manche als ihre Heimat bezeichnen, andere vielleicht einfach als ein besonders schönes Stück Europa. Doch noch bevor die Kamera bereit ist, um diese einmalige Stimmung für immer auf die Speicherkarte zu bannen, geht der Sonne plötzlich die Kraft aus. Jetzt sind es hungrige Fledermäuse, die in der Dämmerung ums Haus flattern.

Wenig später wird es finster. Die noch eben wundervoll leuchtenden Mythen sind inzwischen zu schwarzen Riesen geworden, die sich kaum vom Schwarz der Nacht unterscheiden. Nur die vielen hellen Lichter im Talkessel lassen die Topografie in der Dunkelheit noch erahnen. Der Rand bleibt schwarz. Am nächsten Morgen liegen die Wolken drückend und schwer über dem Schwyzer Hauptort.

Der erneute Blick aus dem Fenster ist ein anderer. Das Idyll des Vortags macht einer nüchternen Analyse Platz: Der Talboden ist zersiedelt, die Hänge verbaut, der Verkehr staut sich in den engen Strassen. Die Autobahn zerschneidet als europäische Hauptverkehrsachse den Siedlungsraum, Wohnquartiere greifen wie Tentakel in die Landschaft, Einkaufscenter und

Gewerbehallen brechen mit der traditionellen städtebaulichen Körnung, der Strukturwandel in der Landwirtschaft äussert sich in einer wachsenden Anzahl riesiger Laufställe ausserhalb der Bauzonen. Und dennoch ist es schön hier.

Ich erinnere mich, wie im Kollegi die internen Mitschüler gerne gefrotzelt haben, das Schönste an Schwyz, sei der Zug nach Zürich. Das Internat im Kollegi gibt es inzwischen nicht mehr, dafür umso mehr Züge nach Zürich... Manchmal ist es eng hier im Talkessel, sehr eng. In solchen Momenten wächst das Verlangen auszuweichen, um über den Teller- (oder besser, über den Kessel-)rand zu blicken.

Schon mein Urgrossvater Clemens Steiner dürfte Ähnliches empfunden haben, als er sich – anno 1865, kurz nach Erlangen seines Diploms am Polytechnikum – aufmachte, um als junger Architekt in Rom die legendären Bauwerke der Ewigen Stadt zu studieren. Seinen Aufzeichnungen zufolge, muss allein die beschwerliche Reise zu Fuss, per Postkutsche, Dampfschiff und Dampfbahn von Brunnen bis Rom, bei Schneegestöber auf dem Gotthard und stürmischem Seegang zwischen Genua und Livorno, ein echtes Abenteuer gewesen sein.

In Rom angekommen, analysierte er die Proportionen von Fassaden, Portalen und Säulen, skizzierte und aquarellierte, was ihm für später wichtig schien. Damals wie heute sind die kulturellen Schätze Europas eine wertvolle Inspirationsquelle. So haben die Schwyzer Adligen nach ihrer Rückkehr aus fremden Kriegsdiensten die lokale Bautradition mit Elementen der italienischen und französischen Renaissance angereichert. Und selbst der Schwyzer Blätz hat mit dem Arlecchino seinen vermuteten Ursprung in der italienischen Commedia dell' arte.

Weil Innovation nicht selten von aussen kommt, ist genauso wichtig wie das Verreisen, das Zurückkehren in die Heimat. Ein mit neuen Ideen gefüllter Rucksack und der erweiterte geistige Horizont ermöglichen eine distanziertere

und daher differenziertere Sicht auf die vertraute Umgebung.

Aus diesem Verständnis heraus, habe auch ich mich nach meinem ETH-Studium auf Lehr- und Wanderjahre begeben, gespannt darauf, Neues zu entdecken. Dieses Neue fand sich zunächst in Berlin, wo die Stadt nach dem Fall der Mauer im Umbruch war. Eine ganze Stadt suchte ihre Identität, musste sich quasi über Nacht neu erfinden. Leidenschaftlich stritten Architekten, Intellektuelle und Politiker um das zukünftige Aussehen der wiedervereinigten Hauptstadt.

Erst als ich später, nach weiteren Arbeiterfahrungen in den USA, wieder nach Schwyz zurückkehrte, wurde mir so richtig bewusst, dass diese Landschaft mit den vielen historischen Bauwerken keine Selbstverständlichkeit darstellt.

Ohne zeitliche und räumliche Distanz nimmt man die schleichenden Veränderungen im nächsten Umfeld nämlich kaum wahr. Es braucht längere Abwesenheiten, um die Brisanz der geschehenen Veränderungen einordnen zu können, denn Stück um Stück wird ersetzt, bis die Welt eine andere ist.

Die Umwälzungen in Europa haben vielfältige Auswirkungen bis in den Schwyzer Talkessel. Diese Auswirkungen gilt es präzise zu steuern, sodass daraus ein kollektiver Mehrwert resultiert. Man darf Veränderungen nicht einfach geschehen lassen, sondern muss sie kritisch hinterfragen und ihnen mit Professionalität, Kreativität und Weitsicht begegnen. Man muss auf die örtlichen Strukturen eingehen und trotz Eingriffen die Essenz der vorgefundenen Qualitäten bewahren.

Dies setzt freilich voraus, dass ein allgemeiner Konsens über diese Qualitäten überhaupt besteht: Das ganzjährig angenehme Klima, die schöne Landschaft, viele eindruckliche Einzelbauten aus früheren Zeiten und der Schwyzer

Hauptplatz als städtebauliche Anlage erster Güte, sind nur die offensichtlichsten.

Die hohe Standortgunst, die uns eine gute Anbindung an den Metropolitanraum Zürich sichert (ohne aber von dessen Hektik infiziert zu sein), gehört ebenfalls dazu.

Wichtig sollten uns insbesondere aber auch jene kleinen Besonderheiten sein, die als Summe viel zur Identität des Ortes und seinem Genius Loci beitragen: zum Beispiel die typischen Quartierstrukturen mit ihren reizvollen Durchblicken und den charmanten alten Gärten.

Oder die fast städtisch anmutenden inneren Dorfteile, wo die Erdgeschosse ursprünglich ausnahmslos mit gewerblichen Nutzungen belegt waren; wo Beizen und Läden den öffentlichen Raum beleb(t)en und so das Wir-Gefühl stärk(t)en.

Vergessen wir auch nicht die hohe Handwerkskunst, die an vielen alten Gebäuden zu finden ist. Und schliesslich noch ... ,die besagten Schwalben und Fledermäuse: Solange sie noch fliegen, sind die Laren und Penaten noch unter uns...

Auch der oberste Rand des Talkessels ermöglicht uns nicht die manchmal so sehnlich gewünschte freie Sicht aufs Mittelmeer.

Aber: Jeder Blick über den Tellerrand hinaus hilft, das berichtigte Brett vor dem Kopf zur Seite zu schieben, um mit der Klarheit eines Föhntages für die Überzeugung einzustehen: in dieser Landschaft, mit diesem kulturellen Erbe, darf das Mittelmass nicht genügen!“ 🍷



KANTONESISCHES

# DIE RIGI-ROLLE

WISSENSWERTES ÜBER DIE  
„ROLLE“, DAMIT SICH  
ANDERE NICHT ÜBER SIE  
KUGELN – VOR LACHEN.

von Nathalie Henseler

Schon manche haben sich – weil sie meinten, das führe zu grösserer Beliebtheit oder verleihe einen lokalen Anstrich – als Rigianer bezeichnet. Also als jemand, der die Rigi liebt und an ihrem Fusse aufgewachsen ist.

Obacht, denn das kann jeder sagen. Ob es wirklich stimmt, lässt sich leicht feststellen. Um herauszufinden, wer sich mit fremden Federn schmücken will, genügt eine Frage, die jeder echte Rigianer, ohne zu zögern, beantworten kann: „Wissen Sie, was eine *Rigi-Rolle* ist?“

Es gibt eine Blume, die ist nach dem schönen Voralpenberg benannt – die *Rigi-Rolle*. Sie hat einen grossen, kugelrunden Kopf, der aus unzähligen kreisrunden leuchtend gelben Blütenblättern besteht und wächst vorzugsweise an feuchten Stellen, wovon es überall auf der Rigi viele gibt. Also: Wer nicht weiss, was eine *Rigi-Rolle* ist, kann unmöglich ein Rigianer sein. Das ist gewiss.

*Rigi-Rolle* ist der Lokalname für die Trollblume, eine der Charakterpflanzen auf Goldhafer-Fettwiesen in höheren Lagen. Sie wird oft mit der Sumpfdotterblume verwechselt. Früher ist sie zur Behandlung von Skorbut eingesetzt worden. Sie ist schwach giftig und wird deshalb vom Vieh gemieden. Unsere Trollblume – englisch *Globeflower* – verdankt ihren Namen ihrer kugelrunden Blüte. Denn im Althochdeutschen meinte *troll* „kugelrund“. Troll ist die Wurzel eines ganzen Strausses von Wörtern. Solchen wie *trollen*, *trolen*, *Rolle*, *Troll* (rundlicher plumper Mensch), trölen, drollig und vielen anderen mehr.

Ein ebenso weites Feld bilden die vielen anderen Namen die unsere *Rigi-Rolle* gleichfalls trägt: Alpentrollen, Bachgungelen, Rietrolle, Bachrolle, Ankenbollen, Einsiedler-Rolle (viele Pilger nahmen Trollblumen aus Einsiedeln mit nach Hause). Im weiteren deutschsprachigen Raum heisst sie Goldköpfchen, Butterkugel, Budabinkerl, Butterrosen oder Kugelranunkel. ☺



Die Künstlerin Franziska Ripphausen von unserem Illustrator gezeichnet.

ILLUSTRATION: Julian Rentsch

# GESCHICHTEN ENTHALTEN VIELE SCHICHTEN

EIN GESPRÄCH MIT DER KÜNSTLERIN  
FRANZISKA RIPPHAUSEN ÜBER DAS  
ZURÜCKTRETEN VOR DEM BILD.

von Andreas Lukoschik

**S**ie hat schon in mehreren Orten des Kantons gewohnt – heute lebt sie in Seewen – und hat in den 30 Jahren im Kanton Schwyz das Kunstleben mitgeprägt. Jedes Jahr zeigt sie in ein bis zwei Ausstellungen ihre Arbeiten. Für den Juni ist im Ital-Reding-Haus in Schwyz die nächste Ausstellung geplant – gemeinsam mit einer Künstlerinnengruppe. Wer im Mythenforum auf dem Hauptvorhang die Zeile „ROT IST NICHT ROT BLAU IST NICHT BLAU GRÜN IST NICHT GRÜN“ gesehen hat, kennt eines ihrer Werke schon. Denn der Entwurf für die Umsetzung dieser Gedichtzeile von Friederike Mayröcker (die Ernst Jandl gewidmet ist) stammt von Franziska Ripphausen. All das ist Grund genug für uns, mit ihr über ihre Arbeit zu reden – und über das Zurücktreten vor dem Bild bei der eigenen Arbeit.

? Frau Ripphausen, ich habe den deutschen Künstler Günther Uecker gefragt, wie weit er von seinen Arbeiten entfernt steht. Er hat darauf geantwortet: „Jeder Schritt zurück, den der Künstler vor seinem Werk tut, ist der Abgrund. Man darf nie vor seinem Werk zurücktreten, um eine Korrektur anzubringen. Dabei verfälscht er sich über viele Schritte hinweg.“

! Es gibt andere Künstler, die dauernd zurücktreten und schauen. Der Däne Per Kirkeby hat zum Beispiel einen bequemen Fauteuil vor seinen Arbeiten stehen, wo er sich reinsetzt und die Arbeit anschaut bis er wieder weiss, wo es weiter geht. Das wäre sozusagen der gegenteilige Arbeitsstil.

? Wie ist es bei Ihnen?

! Ich schaue auch und muss immer wieder zurücktreten. Es kommt aber auch auf die Grösse des Bildes an. Die ganz Grossen male ich auf dem Boden und dann muss ich immer wieder auf die Leiter klettern und schauen. Ich kann nicht im Bild drin bleiben. Ich muss auch immer wieder auf die Wirkung schauen.

? Ist das eine Form der rationalen Analyse, die dabei zum Tragen kommt?

! Auf jeden Fall. Das war früher nicht so. Aber je älter ich werde, umso mehr arbeite ich auch mit dem Kopf.

# Lübecker Zeitungs- expressionen

? Früher war das eher so intensiv-expressiv?

! Beides. Wenn man in einen Malrausch kommt, dann ist das wahnsinnig intensiv. Dann läuft's. Und vorher ist es manchmal ein „Geknorze“. Ich war 2012 zu einem Künstleraufenthalt in Lübeck und hatte mein Modell – meinen Mann – dabei, der jeden Tag Modell sitzen musste. Diese Bilder hier sind zum Beispiel „verknorzt“. Am Schluss hatte ich dann kein Papier mehr und habe dann einfach Zeitungen genommen und darauf weitergemalt. Das sind die besten Bilder geworden. Das ist es eben. Plötzlich läuft's und man weiss nicht warum. Vielleicht, weil ich nichts mehr wollte, sondern nur in meiner Not das nächste Papier ergriffen und gemalt habe. Das sind diejenigen



aus dem ganzen Prozess, die bleiben werden. Wenn die Muse kommt, dann passiert sowas. Dann fließt es einfach. Dann läuft's. Aber es braucht beides. Nur Bauchmalerei geht bei mir nicht mehr. Ich muss auch reflektieren. Aber wenn der Fluss dann kommt, ist es ein Glücksgefühl. Ein kleiner Rausch. Dann hat's keine Fragen mehr und ich muss nicht mehr dauernd überlegen, ob es gut ist.

? Kann ein solcher Prozess nur in einem Rutsch passieren oder können da auch Tage dazwischen liegen?

! Das kann sich über Tage hinziehen. Ich schaffe mich da so richtig rein in das Thema. Es beschäftigt mich einfach – wenn es ein interessantes Thema ist. Das kann auch nur eine Struktur sein, eine Form oder eine Farbe. Rosa ist nicht gleich rosa. Ein anderes Beispiel?

? Gerne.

LINKS: Die „verknorzten“ Studien.  
RECHTS: Die Bilder als „es lief“.



## Tessiner Abstraktionen

! 2006 war ich in einem Gastatelier im Tessin. Da ging es für mich um die Farben der Umgebung. Deswegen habe ich die Form absolut reduziert und auf ihren Kern zurückgeführt. Zum Beispiel hier ein Roccolo, mit denen im Tessin früher Vögel gefangen wurden. Oder hier die Farben der Gartenbeete, die von einem eigenen Gärtner sehr liebevoll gepflegt wurden. Er war übrigens Schreiner und hat die Wege mit Spänen rötlichen Holzes bestreut. In den Abendstunden sah das einfach wundervoll aus. Die Farben waren dort das absolut Interessante und deswegen habe ich – gewollt – die Formen vernachlässigt. Malerei ist immer Reduktion. Man kriegt nie alles drauf (*lacht*). Deshalb muss man sich entscheiden, was man auf seinem Bild

haben will und was nicht.

Oder hier. Das war eines Abends als Tausende von Glühwürmchen auftauchten. Das war sehr lustig. Die Weibchen, das ist die untere Reihe, die sitzen auf dem Boden und leuchten ein bisschen. Und die Männchen fliegen in der Luft herum und leuchten auch. Aber heller. Und irgendwann finden sie sich dann. Das ist ein Geblinke und Geleuchte in der Nacht – unglaublich. Da denkt man, in dieses wundervoll poetische Spektakel gehöre ich als Mensch gar nicht hinein. Die Frage, wie man so etwas überhaupt in ein Bild bringen kann, ist für mich die Essenz aus diesem wunderbaren Abendbild.

Oder es gab einen Kuckuck dort im Wald, mit dem ich mich unterhalten konnte. Wenn ich „kuckuck“ gerufen habe, dann hat dieses blau-graubraune Tierchen geantwortet – und das mit dem Widerhall des eigenen Rufes habe ich in diesem Bild verdichtet.

Heute arbeite ich wieder anders. Denn ich benutze alle Möglichkeiten und Techniken, so wie sie mir entsprechen. Da gibt es ja noch ganz viele weitere Möglichkeiten – von Collagen bis Drucken. Was ich nicht mehr erlernen möchte, das sind die neuen digitalen Techniken. Das ist mir zu unsinnlich. Da finde ich keinen Zugang.

? Ist es so, dass – wenn es läuft – sich das Bild selbst malt?

! Ein guter Anteil ja. Vielleicht gerade dann, wenn man die Gnade hatte, etwas Unmögliches zu tun. Also, wenn man alles schön nach Ordnung machen will, dann läuft´s nicht gut. Aber wenn man dem Unordentlichen sich öffnet, dann hat man vielleicht das Glück, dass es in die künstlerisch richtige Richtung geht. Das ist aber eben ein bisschen „fatum“ – Schicksal. Es kann gelingen, es kann aber auch daneben gehen.

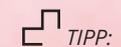
? Hier würde ich gerne noch einmal Ihren Künstlerkollegen Günther Uecker zitieren: „Individualität ist ohne Scheitern niemals erkennbar“.

! (*Hier macht sie eine lange Pause.*) Ja, das ist wahr.

? Letzte Frage: Wenn Sie arbeiten, ist es dann still in Ihrem Atelier oder hören Sie Musik?

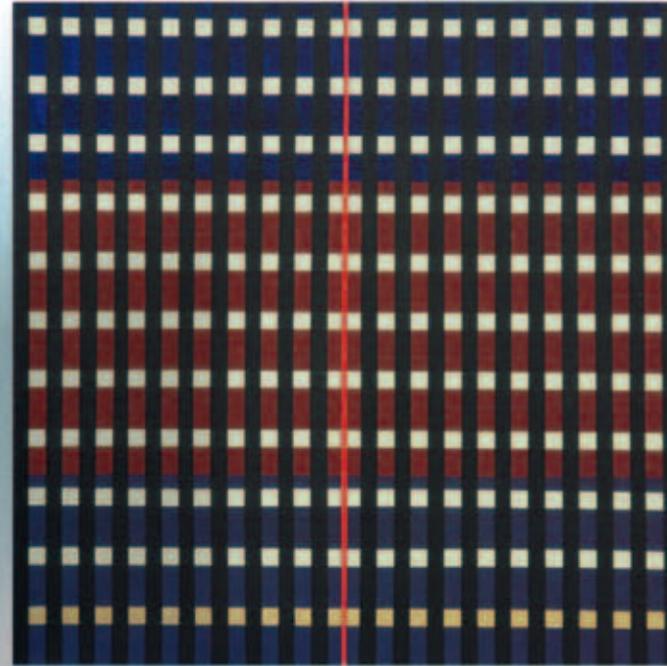
! Ich male immer mit Musik. Früher konnte ich tagelang das Requiem von Mozart hören. Jetzt hören wir gerade im Hintergrund das „Concerto de Aranjuez“ von Joaquin Rodrigo – ein ganz wunderbares Stück Musik.

(*Und damit lauschen wir beide einfach noch ein bisschen den Gitarrenklängen dieses großen Spaniers. Am Ende danke ich ihr für das Gespräch und gehe meines Weges.*)



TIPP:

Wer mehr von Franziska Ripphausen erfüllen will, dem sei das Buch „Gilgamesch“ ans Herz gelegt. „Es ist die Geschichte des jungen Helden Gilgamesch, der mit seiner unbändigen Kraft die Menschen und die Götter herausfordert.“



VON LINKS OBEN  
IM UHRZEIGERSINN:  
„Kuckuck“  
„Glühwürmchen“  
„Roccolo“  
„Gartenbeete“



# DIE DIRIGENTIN

GRAZIELLA CONTRATTO IST TROTZ STEILER KARRIERE IN DER MUSIKWELT BEGEISTERTE SCHWYZERIN GEBLIEBEN.

von Andreas Lukoschik

**S**ie war Claudio Abbados musikalische Assistentin bei den Berliner Philharmonikern. Leitete das „Orchestre des Pays de Savoie“ und war damit die erste Dirigentin, die in Frankreich ein festes Orchester führte. Sieben Jahre lang war sie Intendantin des „Davos Festivals“. Jetzt gibt sie an der „Hochschule der Künste Bern“ im Fachbereich Musik den Ton an. Seit ihrer Kindheit ist Graziella Contratto begeisterte Schwyzerin, weshalb sie geradezu ein „Must“ für das Y Mag ist – und eine Freude. Denn mit ihr über Schwyz, Gott und die Musikwelt zu reden ist nicht nur höchst informativ sondern ein grosses Vergnügen.

? Frau Contratto, Sie sind in der Welt herumgekommen. Sind Sie deswegen – oder eh – eine begeisterte Schwyzerin? Und – worin liegt für Sie der Reiz an Schwyz?

! Schwyz haben nichts übrig für Oberflächlichkeit. Schwyz sind Menschen, die sich ziemlich stark für das Sein, weniger für den Schein interessieren. In Schwyz gibt es so eine gnadenlose Art, die so genannten „Mehr-Besseren“, die Stehkrägeler nicht als etwas Besseres zu akzeptieren. In den Augen der Schwyz sind nämlich alle Menschen gleich. Eine sehr basisdemokratische Grundeinstellung. Vielleicht liegt es auch an den harten Kirchenbänken in der Schwyz Pfarrkirche, man mag nicht zu lange niederknien. Dafür halten es die Schwyz mit Werten wie ‘Tradition’, ‘Natur-schönheit’, ‘Urwüchsiges’. Und dann gibt es

natürlich in Schwyz die Fasnacht, die mir den Kopf verdreht hat. Die Schwyz Fasnacht ist für mich eins der wunderbarsten Ereignisse im Jahr. Sehr ernst und sehr nahe dran am Sein – obwohl es ein Treiben unter Masken, also ein Spiel mit dem Schein ist. Man darf zum Beispiel bei Schwyz Maskeraden niemals die Maske vom Kopf nehmen. Einmal ist mir folgendes passiert: Ein Verwandter von mir – wir sind in Schwyz ja fast alle miteinander verwandt – ist während der Fasnacht ausgerutscht, gestürzt und liegengeblieben. Ich bekam es mit der Angst zu tun, denn er lag am Boden und bewegte sich nicht mehr. Ich befürchtete, dass er unter der Maske keine Luft bekommen und ersticken könnte. Deshalb habe ich seine Maske ein bisschen angehoben. Dabei ist er aufgewacht und hat mir eine Riesenstandpauke gehalten, wie ich ihm denn die Maske abnehmen könne. Das war ein echtes Sakrileg für ihn. Schwyz Masken sind – wie bei C.G. Jung – die „persona“, also eine neue Gestalt, die man annimmt. Ich denke in der Fasnacht werden die Schwyz zu anderen Menschen. Sie werden fiebriger. Sie werden unglaublich charmant. Das heisst mundartlich interessanterweise „intrigieren“. Was sicherlich aus den Söldnerzeiten stammt. Da waren ja viele Schwyz bei Napoleon in Diensten. Beim „Intrigieren“ umgarnt beispielsweise ein Mann als Frau verkleidet eine Frau, wobei die umgarnte, unverkleidete Dame nicht weiss, wer ihr durch die Maske schöne Dinge zusäuselt. Sogar wenn sie die Maske entlarven sollte, muss das Spiel fortgesetzt werden. Das Spiel wird von allen akzeptiert. Es ist nicht plump, nicht erotisch, nicht pseudo-glitschig. Es ist wie eine andere Zeit, ein anderes Leben, während dieser paar Fasnachtstage. All das ist für mich sehr schwyzlerisch: anti-aristokratisch, anti-hierarchisch, alle sind gleich viel wert – und dann ist da gleichzeitig dieser Fasnachtsernst.



ILLUSTRATION: Julian Rentsch

Graziella Contratto – langjährige Intendantin des „Davos Festivals“, jetzt Professorin an der „Hochschule der Künste Bern“ und begeisterte Schwyzerin.

? In der Nacht zum Aschermittwoch ist aber Schluss.

! Genau. Am Güteldienstag um Mitternacht werden die Masken auf dem Hauptplatz verbrannt. Das ist wunderbar symbolisch. All diese Bräuche haben mich stark geprägt. Ich habe als Kind im Rhythmus dieser kirchlichen und politischen Feste gelebt. Das waren wichtige Akzente in meiner Kindheit und Jugend. Das vermisse ich heute manchmal, weil ich das – glaube ich zumindest – nur in Schwyz erleben konnte. Da könnte ich zum Karneval nach Rio reisen oder ein afrikanisches Fruchtbarkeitsritual einstudieren – all das wird nie so sein, wie es mich in Schwyz berührt hat und immer noch berührt.

? Weil man als Kind beeindruckbarer ist?

! Vielleicht. Wir hatten kein Internet, wir hatten keine Videospiele – ich hatte nur meine Musik, meine Bücher und eben diese rituellen gesellschaftlichen Ereignisse. Diese Eindrücke sind jetzt – da ich ein bisschen in meinem Leben vorangeschritten bin und zurückdenke – sogar noch stärker geworden.

? Ich habe von vielen Künstlern in Gesprächen gehört, dass gerade die Rituale und Zeremonien der katholischen Kirche sie sehr geprägt haben. War das bei Ihnen auch so?

! Ich denke da an die Maiandachten, die in der sogenannten Marienkapelle, oberhalb des Kärchels, einem Beinhaus, abgehalten wurden. Unten waren die jüngst Gestorbenen aufgebahrt, an denen man vorbei musste, um nach oben zur Maiandacht zu gelangen. Oben gab es immer sehr starke Jungen, die die Seile ziehen mussten, um die Glocken zu läuten und dabei immer auch ein Stück nach oben in die Luft gezogen wurden. Das sind Bilder, die einem im Kopfe bleiben: unten der Tod, oben die Verehrung des Ewigweiblichen, Jungfräulichen und daneben diese

physische Muskelarbeit, um die Glocken zum Klingen zu bringen.

Wäre ich ein Maler, dann inspirierte mich diese Konstellation sofort zu einem Gemälde. Leider bin ich aber keine kreativ begabte Neuschaffende, sondern nur eine Interpretin, eine Nachschaffende.

? Nun ist es von der Schwyzer Kindheit bis zur musikalischen Assistentin von Claudio Abbado ein weiter Weg...

„...ein Fluss zwischen dem irgendwo im Raum schwebenden Komponisten, dem Klangkörper „Orchester“ und dem Dirigenten, der alles fokussiert, entsteht.“

! (lacht) Ja und nein. Ich habe zunächst Klavier studiert, dann Musiktheorie und danach die Kapellmeisterausbildung in Basel gemacht. Anschliessend habe ich mein erstes Orchester übernommen – das „Akademische Orchester“ in Freiburg im Breisgau.

Das war für mich ganz toll, weil diese doppelbegabten Universitätsstudenten immer grosse romantische Schinken aufführen wollten – von Bruckner über Brahms bis zu Mahler.

Jeder junge Dirigent braucht so viel Übung wie möglich: Ensembles, Orchester, Amateure, Professionelle, Kollegen – alle möglichen Formationen sind willkommen.

Dann kamen zeitgenössische

Werke, Uraufführungen von Kollegen und mein Debut an den damaligen Luzerner Musikfestwochen mit Pierre Boulez dazu.

Anschliessend kam ich als Lehrerin für Theorie, Musikgeschichte und Harmonielehre nach Luzern zurück, wo ich am Anfang studiert hatte. Im Jahre 1997 wollte ich eine Assistenz bei einem erfahrenen Dirigenten machen. Ich habe es bei einigen Dirigenten versucht, hatte aber irgendwie kein Glück bei den hohen Herren.

Ein Freund von mir, Schweizer Cellist, spielte damals bei den Berliner Philharmonikern. Er kam mit seinem Orchester nach Luzern. Damals noch in das Provisorium der „von Moos Halle“ in Emmen – also noch bevor das KKL fertig war. Dort organisierte er mir ein Treffen mit Abbado, weil ich gerne im Gustav Mahler Jugendorchester

assistieren wollte. Leider hatte Abbado für dieses Orchester schon eine Assistenz, wollte aber meine Unterlagen behalten. Das fand ich sehr nett und höflich, ging jedoch davon aus, dass meine Unterlagen noch in der „Von Moos Halle“ gleich in den provisorischen Papierkorb wanderten. ABER – drei Monate später – erhielt ich einen Anruf, dass der Assistent der Berliner Philharmoniker wechseln wolle und diese Stelle frei würde – für mich. Da habe ich natürlich alles stehen und liegen gelassen und bin nach Berlin.

? Zu einem der „Top Five Orchester“ weltweit.

! Das waren zwei Jahre, in denen ich sehr viel gelernt habe. Ich war bei allen Aufnahmeprojekten mit der Deutschen Grammophon dabei und durfte teilweise auch die besten Takes mit aussuchen helfen.

Ich habe in Salzburg tolle Regisseure bei der Arbeit beobachten dürfen – Peter Stein, Klaus Michael Grüber und Herbert Wernicke. Ich habe natürlich auch wahnsinnig viel Arbeit im Notenarchiv verbracht, denn Maestro Abbado wollte die Noten immer perfekt eingerichtet haben, damit er möglichst wenig sprechen musste bei den Proben. Das bedeutete jede Menge Nachschichten.

? Er wollte die Noten „eingerichtet“ haben? Was bedeutet das?

! Nehmen sie zum Beispiel den „Tristan“. Die Qualität der Instrumente hat sich seit Richard Wagner sehr stark geändert, weshalb zum Beispiel ein „piano“ von damals heute auf einem modernen Instrument bereits ein „mezzoforte“ ist. Das muss berücksichtigt werden, weil sonst die Sänger vom Orchester überdeckt werden – das alte Wagnerproblem.

Das wollte Maestro Abbado perfekt in die Partituren seines Orchesters eingetragen haben. Was bedeutete, dass ich die Änderungen für jedes einzelne Instrument eintragen musste. Fast fünf Stunden Musik für zirka 60 Notenpulte.

Ich war damals 33 Jahre alt und es war die richtige Zeit, einmal in diese Riesenmaschinerie eines Weltorchesters hineinschauen zu können. Ich habe aber auch die Komplexität und die psychologischen Anspannungen sehr genau mitbekommen.

Kurzum: Ich möchte diese Erfahrungen nicht missen. Es gibt viele Konzerte, die ich aus dieser

Zeit in meinem klanglichen Erinnerungsvermögen gespeichert habe.

Was mir bei den Berlinern unter Abbado zum Beispiel sehr gefallen hat, war dass sie immer auf der vorderen Stuhlkante spielten. Das zeigt die innere Spannung, mit der sie damals bei der Arbeit waren. Sie spielten immer ein bisschen um ihr Leben.

Das scheint mir – wenn ich mir das letzte Silvesterkonzert in Erinnerung rufe – ein bisschen verloren gegangen zu sein. Das wirkte ein bisschen stehkräglertisch, Sie wissen jetzt, was ich damit meine.

? Ich dachte Simon Rattle hielte sie ganz gut auf Trab?

! Ich weiss nicht. Bei Abbado wurde immer moniert, er könne nicht proben. Zu seiner Verteidigung muss man vielleicht sagen, dass er eine Orchesterprobe immer als ein Abrufen innerer Wissensstände betrachtet hat, mit entsprechend wenig verbaler Kommunikation – nicht einfach für ein Orchester.

Aber er konnte bei den Aufführungen unglaublich emotionale Energien freisetzen. Bei Rattle wird gesagt, dass er ein perfekter Proben-Dirigent sei, aber bei den Aufführungen passiere nichts. Also der Zusatzfunke fliege nicht.

? Moment: Wie kann denn ein Dirigent, ohne dass er es mit dem Orchester geprobt hat, so etwas während des Konzertes herausholen? Da hat er doch nur noch ein paar winzige Möglichkeiten mit Gesten etwas anzuregen...

! Naja, das Orchester kennt die Werke natürlich schon sehr, sehr gut. Ein Orchester mit diesen technischen Möglichkeiten und dieser unglaublichen Aufführungspraxis wie die Berliner Philharmoniker kann auch auf kleinste Fingerzeige reagieren.

Abbado hat erst bei ihnen und dann mit ihnen etwas ausgelöst, so dass die gar nicht anders konnten als ihn in seiner gewissen Fragilität durchs Konzert zu tragen. Das war sein unglaubliches Charisma.

Noch komplexer war es wohl bei Furtwängler. Es gibt dazu einen Witz: Ein Musiker der Berliner trifft einen Kollegen der Wiener Philharmoniker. Fragt der Wiener den Berliner: ‘Sag mal, wenn Furtwängler bei Euch die 5. Beethoven macht, wann setzt Ihr beim ersten Takt ein?’



ILLUSTRATION: Florian Fischer

Sagt der Berliner: „Wir setzen ein, wenn die Hand zwischen dem vierten und fünften Frackknopf ist. Und ihr?“ Darauf der Wiener: „Du, wenn’s uns zu blöd ist, spielen wir halt!“ (*Lacht*)  
Daran sieht man nicht nur eine sehr pointierte Unterscheidung dieser beiden Orchester, sondern auch, dass eine gewisse Unschärfe manchmal durchaus kreativ sein – und manches Orchester zu Höchstleistungen anspornen kann.

? Ist das der Zauber eines Dirigenten?

! Bei gewissen Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft oder dem Bankenwesen, fragt man sich ja auch „Warum glaubt man diesem mehr als anderen?“

Das hat vielleicht mit dem Versprechen von Flow zu tun. Viele Orchestermusiker sprechen von diesem Flow-Gefühl, wenn es funktioniert. Wenn also die Probenarbeit so war, dass niemand unter- oder überfordert war und ein Fluss zwischen dem irgendwo im Raum schwebenden Komponisten, dem Klangkörper „Orchester“ und dem Dirigenten, der alles fokussiert, entsteht. Und alle geben gemeinsam diesen Flow an das Publikum weiter. Das ist in der Tat so eine Art „Fließendes Glück“.

Viele Orchestermusiker, die lieber Solisten wären und über die Anstellung im Orchester manchmal nicht ganz glücklich sind, erleben diesen Fluss als ein sehr grosses, tief befriedigendes Gefühl, das sie für alles andere entschädigt. Das konnte man übrigens auch in neutralen, wissenschaftlichen Forschungsarbeiten bestätigen.

? Ist das der Moment, in dem das Zeitgefühl verloren geht?

! Genau. Ich finde der deutsche Idealismus hat das – auch für uns Musiker – sehr schön formuliert: Man ist der Schöpfer seiner eigenen Welt, seines eigenen Kosmos – aufgrund seiner eigenen schöpferischen Anlagen. Diesen eigenen Kosmos zu finden und auszuleben ist für jeden Menschen und vor allem auch für jedes Kind ganz, ganz wichtig. Dieses Sichversenken in die künstlerisch kreativen oder einfach individuellen Bedingungen und die dann später nach aussen zu zeigen, sei das durchs Malen, Schauspielern oder durch Musik – das ist für mich die richtige Deutung des Idealismus!

Leider ist es in die falsche Richtung gegangen,

weil die von Nietzsche geprägte Übermensch-Geschichte dazu kam.

? Stichwort „Wagner“.

! Ich habe unlängst einen wunderbaren Artikel von Alain Badiou, einem französischen Philosophen, gelesen, der die Brüchigkeit der Wagnerischen Heldenfiguren und Geschichten aufgezeigt hat. Das stimmt wirklich.

Es gibt ganz wenige Helden bei Wagner, die Arno-Breker-mässig strahlen und ihre Muskeln zeigen. Die meisten sterben am Ende oder die Geliebte stirbt für sie. Also so richtig gut läuft’s für sie am Ende nie. Ich habe übrigens mit Wagner einen Plan für den Vierwaldstättersee.

? Da gehört er ja auch hin – Stichwort: Haus Tribschen. Das Siegfried-Idyll. Und überhaupt. Erzählen Sie. The audience is listening!

! Diesen Traum habe ich lange mit mir herumgetragen, jetzt will ich ihn realisieren: Ich würde gerne ein Wagner-Schiff bauen lassen. Alle sind auf diesem Schiff – Publikum, Orchester, Sänger – und wir segeln von Flüelen los und sind nach dem ersten Akt zum Beispiel bei der Treib, wo es ein kleines Essen gibt.

Zweiter Akt bis nach Weggis. Wieder Pause à la Bayreuth, mit Würsten, für die schon Debussy in Bayreuth geschwärmt hat. Und dann nach dem dritten Akt auf dem Wasser, bei Isoldes Liebestod, kommt man direkt vor dem Haus Tribschen an. Das Gesamtkunstwerk Wagner würde dadurch auf eine ganz neue Ebene gehoben. Die Untiefen des Sees, die Geschichte, das Private von Tribschen und diese unfassbare Musik, die einen über die Ufer in den Himmel treibt.

? Damit wäre die Region ganz weit vorne.

! Ja, zumal Wagner ein solches Projekt mit einer Art Seebühne schon selbst geplant hatte, aber aus Angst vor dem Föhn – dem ältesten Schwyzer – abgeblasen hatte.

Das Thema „Seebühne“ würde ich allerdings nicht wieder aufnehmen, weil es auf den Schweizer Seen schon fast zum guten Ton gehört, Bühnen zu konstruieren, die überdies musicalmässig belastet sind.

Ein Schiff würde einfach mehr bieten: Da schwingt der Lohengrinsche Schwan ebenso mit wie die halb genialen, halb känkelnden Ideen des

Bayernkönigs. Diese Idee hätte Wagner bestimmt sehr gefallen.

? Gibt es so etwas wie Lieblingskomponisten? Von Richard Wagner einmal abgesehen?

! Mich begeistern vor allem Komponisten aus Zeiten, von denen wir heute wissen: Da kam eine Wende. Mittelalterliche Mönche, die hinter vorgehaltener Hand den Tritonus, das Teufelsintervall, in mehrstimmige Gesänge einschmuggelten. Monteverdi, der mit seiner *Seconda Prattica* die Durchhörbarkeit des gesungenen Textes in den Dienst der Emotionen stellte und die Oper erfand. Aber auch Schubert mag ich sehr. Der war einerseits von Titanen wie Beethoven und Haydn umgeben, hatte kein Geld – konnte noch nicht einmal Miete zahlen und nur als Untermieter durchkommen – und litt unter dem Metternichschen Spitzelstaat, der all seine Opernlibretti von der Zensur zerpfücken liess.

In dieser Situation eine eigene Handschrift und Ausdrucksform zu finden, DAS ist schon grandios – und berührt mich auch durch seine romantisch-ländliche Verbundenheit. Da kommen dann vielleicht wieder meine Schwyzer Wurzeln zum Vorschein.

? Ich habe mich mit Daniel Barenboim einmal lange über den Klang eines Orchesters unterhalten und er hat mir erzählt, dass er seinerzeit die „Staatskapelle“ nur deshalb übernommen hatte, weil ihn deren Klang an die alten Orchester aus seiner Kindheit erinnerte. Wie kann man als Dirigent den Klang eines Orchester fördern?

! Generell haben wir heute das Problem, dass die meisten Orchester ähnlich klingen. Zum einen, weil Musiker weltweit zum Vorspielen antreten und engagiert werden. Aber auch, weil die Instrumente heute auf einem so hohen Niveau gebaut werden, dass sie in ihrer Gattung ähnlich klingen.

Eigentlich sind es nur noch die Wiener, die mit ihren eigenen Instrumenten arbeiten – also mit Wiener Oboen und Wiener Hörnern. Wiener Oboen haben zum Beispiel noch stärker diesen klagenden, naturhaften Klang, den Mahler – der als Hofoperndirektor viel für die Wiener komponiert hat – sehr schätzte.

Und dennoch: Sie können das gleiche Orchester mit zwei verschiedenen Dirigenten arbeiten lassen und es wird nicht der gleiche Klang

dabei herauskommen. Das hat etwas mit dem Resonanzkörper des Dirigenten zu tun, aber auch damit, wie er in einem Stück verschiedene Instrumentenfarben fördert. Wenn der Dirigent zum Beispiel gern glänzende Obertöne hat und die Bässe sehr stützt, dann gibt es ein anderes Klangbild als wenn – wie Brahms es immer wollte – die Mittelstimmen gestärkt werden. Also die Zweite Geige und die Bratschen. Durch die historische Aufführungspraxis wissen wir heute besser Bescheid darüber, wie die klanglichen Vorstellungen der Komponisten waren. Aber was würden wir dafür geben, die Aufnahme eines Musikstückes hören zu können, das Mozart dirigiert hat. Oder Beethoven.

? Gibt es einen Unterschied nicht nur im künstlerischen Sinne bei den Dirigenten, sondern auch in der Art, wie sie das Orchester führen? Also menschlich?

! Mir hat einmal bei den Berliner Philharmonikern der Fahrer von Abbado erzählt, der auch für Karajan gearbeitet hatte, dass Karajan, wenn er hörte, dass ein Verwandter des Pfortners krank war, die drei Stockwerke zur Pforte hinunter gegangen ist und sich bei ihm erkundigt hatte, wie es diesem kranken Verwandten gehe. Karajan hatte also eine unvermutet soziale Ader.

Abbado hat immer die Tür zu seinem Büro offen gehabt, so dass man immer mit ihm reden konnte – aber eigentlich war das die Geste eines doch lieber für sich allein agierenden Menschen. Das ist wohl sein Temperament.

Rattle hat in der Anfangszeit sehr auf Kumpel gemacht, ist mit den Musikern in die Mensa gegangen und hat nach der Probe mit ihnen ein Bier getrunken. Ein, zwei Jahre nachher gab es die erste Krise. Da war zu wenig Distanz. Das ist eine sehr heikle Balance.

Ich hatte als Dirigentin zu Beginn meiner Laufbahn oft das Bedürfnis, mit meinem Orchester zu verschmelzen, mich in Harmonie sozusagen in ihm aufzulösen. Meine sechsjährige Leitungsfunktion in Frankreich hat mir dabei geholfen, mich von diesem Ideal zu lösen. Das aus dem einfachen Grund, dass ich auf dieser Ebene nie das bekam, was ich mir ersehnt hatte.

Das Orchester verlangte schlicht und einfach Klarheit, Professionalität, Emotionen im Sparpaket, also Dinge, die ich – zumindest vor etwa zehn Jahren – überhaupt nicht mit meiner Persönlichkeit vereinbaren konnte. Das war

anstrengend, aber lehrreich bis in die letzten Fasern meiner Seele. Meine Arbeit ist dadurch besser geworden, weil ich nicht mehr durch dieses weibliche ‘Ach Gott, wie komme ich an?’ abgelenkt bin.

Auch als Leiterin des Fachbereichs Musik an der Hochschule der Künste in Bern profitiere ich jetzt von dieser Sachzentriertheit. Privat, würde ich sagen, bin ich ein hoffnungslos emotionsgetriebener Mensch geblieben. Das ist vielleicht gar nicht so schlecht.

? Können sich Männer besser durchsetzen?

! Ich kenne viele dirigierende Männer, die sagen: ‘Na gut, dann akzeptiert ihr mich halt nicht, aber ich mach mein Ding!’ Die sind abstraktionsbegabter in solchen Dingen, während sich Frauen als Person oft in Frage stellen. Das ist fürs Dirigieren sehr heikel. Denn wenn in einem Auftakt nur ein leiser Zweifel herrscht, ist der Auftakt schon nicht klar und das Orchester kann nicht einsetzen.

Deshalb ist es für eine Frau wichtig, dass sie die Selbstkritik – die etwas Positives ist, weil man dadurch näher am Sein ist als am Schein – nicht als Selbststörung überinterpretiert. Da hat sich übrigens sehr viel in der Entwicklung getan. Ich mache mir inzwischen überhaupt keine Sorgen mehr für die weibliche Dirigentinnen-schar. Da kommen viele und tolle Frauen nach, die den Spagat perfekt beherrschen.

? Kommen wir noch mal auf die Leadership-Erfahrungen als Dirigentin zurück. Sind Sie auch für Vorträge darüber zu buchen? Ich hoffe für Steinbrücksche Wahnsinnshonorare?

! (*lacht*) Leider nicht ganz, aber ich könnte – wenn ich es mehr machen würde – ganz gut davon leben. Seit 2004 halte ich Vorträge zum Thema ‘Leadership’. Da gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder ich spreche in einem klassischen Vortrag über Aspekte der Führung. Über Flow und Charisma, oder über transaktionales/transformationales Führen und darüber, was Macht in Geste und Umgang mit der Zeit bei Dirigenten auslöst.

Die andere Variante ist die, dass ich ein Ensemble mitnehme das spielt, während die Workshopteilnehmer – nach einem kurzen Grundkurs und Instant Coaching – das Ensemble dirigieren. Da besprechen wir dann Fragen wie: Wie ist der Blickkontakt, wie führen Sie normalerweise in Ihrem wirklichen Job? Sind Sie direkt? Oder jemand, der spielen lässt? Oder verlangen sie ganz genaue Strukturen?

Dabei machen sowohl die Musiker als auch die Neu-Dirigenten unglaubliche Erfahrungen.

Erwartungen werden enttäuscht, eher unscheinbare Persönlichkeiten gebärden sich wie dirigentische Naturtalente, von anderen fällt ein antrainiertes Image bei dieser kleinen Übung ab.

Aber es geht dabei nicht darum, jemanden zu entlarven, es geht darum, ein Gefühl für diese Aufgabe zu bekommen. Denn, wenn ein Dirigent langsamer wird, wird auch

das Ensemble langsamer. Gibt er keinen Einsatz, spielt auch niemand. Das ist Führung mit un-mittelbarem, sinnlich wahrnehmbarem Feedback. Dies Angebot wird mittlerweile von Hochschulen, Institutionen, Wirtschaftsunternehmen und Firmen im In- und Ausland wahrgenommen. Mittlerweile arbeitet sogar eine Agentur für mich. Allerdings nur für meine Referatstätigkeit. Als Assistentin in Berlin sah ich tagtäglich die wichtigsten Musikagenturen der Welt durch den Backstagebereich flanieren – und hätte mich nie getraut, jemanden anzusprechen, um mich als junge Dirigentin zu vertreten. Noble Zurückhaltung oder zuwenig Chuzpe? Ich weiss es nicht.

? Sollte der Schwyzer daraus etwas lernen können?

! Ja, ruhig ein bisschen mehr Selbstvertrauen zu haben!

? Das ist doch ein erstklassiges Schlusswort. 🍷

„Das ist Führung mit unmittelbarem, sinnlich wahrnehmbarem Feedback.“



march

Der Ursprung alles  
Lebens rauscht wie eh  
und je aus den Märchler  
Bergen talwärts – heute  
in den Wägitaler See  
FOTO: Stefan Zürer



*Blick in die Kapelle  
im Ried zu Lachen.  
Ausgangspunkt der  
nächtlichen  
Lichterprozession –  
mit militärischem  
Ehrengeleit.  
FOTOS: Stefan Zürcher*

# DAS SCHÄTZELIFEST VON LACHEN

WIE ES ZUM MILITÄRISCHEN EHREN-  
GELEIT FÜR MARIA KAM UND WAS  
JUNG VERLIEBTE DAVON HABEN.

von Nathalie Henseler

**W**enn die Lachner Wehrpflichtigen in die Hosen steigen und bei nächtlicher Lichterprozession dem Heiligsten militärisches Ehrengeleit geben, zeigt sich ganz Lachen in feinstem Putz, bandelt an und feiert bei Froschschenkeln und Schnecken.

Nach julianischem Kalender war es ein Frühsommersonntag, der in seiner Schönheit nicht zu übertreffen war. Doch Traurigkeit trieb die elfjährige Maria Bemba an. Schon seit dem frühen Morgen war sie unterwegs an diesem 9. Juni 1664. Ihr Weg führte nach Einsiedeln.

Augen für den schönen Sonnentag hatte sie keine. Immer wieder wischte sie sich die Tränen von den Wangen und schleppte sich mühsam weiter. Gehen konnte sie wegen einer schweren Krankheit kaum. Die Tuggnlerin war auf Wallfahrt. Ein für sie schwieriges Unterfangen. In Einsiedeln wollte sie zur schwarzen Madonna beten, die möge sie von ihrer Krankheit erlösen.



Die wundersame Pietà  
in der Lachener Kapelle.

Diese geheimnisvolle schwarze Madonna mit dem schönen Jesuskind – die kurz zuvor in eine goldene spanische Hoftracht gekleidet worden war – wollte Maria Bemba natürlich auch sehen. Ihr Weg führte sie am Helgenhüsli zur Schmerzhafte Muttergottes im Lachner Ried vorbei. Ein kleines Bildstöckli, das ihr Leben verändern sollte. Sie hielt inne und betete. Der Anblick der Pietà war ihr vertraut, sie war schon mit ihrem Vater Sebastian Joffer hier gewesen. Auf Knien ins Gebet versunken bemerkte sie nicht, dass sich plötzlich Leben in ihren Beinen ausbreitete. Das Blut begann zu pulsieren, die Zehen bewegten sich.

Das Mädchen betete fromm und bedachte dabei auch ihre Mutter, die sie nur sorgenvoll auf diese Reise hatte gehen lassen. Es war Zeit für sie, sich weiterzuschleppen, denn bis nach Einsiedeln war es noch sehr weit. Und als ob sie nie etwas anderes gekannt hätte, stand sie auf. Erschüttert und gleichzeitig erleichtert konnte sie kaum fassen, wie ihr geschah. Maria Bemba Joffer konnte gehen. Ein Wunder.

Noch in der Fastenzeit, am Passionssonntag, feiern die Lachner das Kapellfest, das zu Ehren der Schmerzhafte Mutter ausgetragen wird, die sich in der Kapelle im Ried zu Lachen befindet. Die ist genau dort aufgestellt worden, wo einst das Helgenhüsli, auch Bildstöckli genannt, stand.

Nach der Heilung der Maria Bemba Joffer von ihrem schweren Leiden im Jahr 1664 wurde das Bildstöckli von so vielen Pilgern besucht, dass die Lachner 1679 beschlossen, der Schmerzhaften Mutter eine grosse Kapelle zu bauen. Dieser Umstand bescherte Lachen einen weitreichenden Ruf als Wallfahrtsort, der bis zu den Wirren der Franzosenzeit anhielt und dem unzählige Pilger von weither folgten.

Der Sage nach wurde die Pieta im Jahr 1531 von einem Lachner Schiffsmann aus dem Zürichsee geborgen. Die Vermutung liegt nahe, dass sie während des Bildersturmes der Reformationszeit auf Glarner Gebiet in die Linth geworfen worden ist und so ihren Weg nach Lachen fand. In der Nähe des Fundortes ist daraufhin ein Helgenhüsli aufgestellt worden, das in der Folge vergrössert und verschönert wurde. Bereits damals war das Helgenhüsli Ziel von Wallfahrten. Den wirklich grossen Ansturm indes löste die wundersame Heilung von Maria Bemba Joffer aus.

Das Kapellfest wird nun seit etwas mehr als hundert Jahren in der heutigen Form ausgetragen. Es ist eines der grössten und traditionellsten Feste in Ausserschwyz. Neben der bemerkenswerten Geschichte rund um die Kapelle im Ried ist die in unserer Region selten gewordene Prozession am Kapellfest ein eindrucksvolles Schauspiel. Zu Beginn dieses Festes wird jeweils am Samstag vorm Passionssonntag das Allerheiligste in der Monstranz aus der Pfarrkirche Lachen in die Kapelle im Ried gebracht. Am Abend wird sie dann bei Kerzenlicht, mit der sogenannten Lichterprozession, in die Pfarrkirche zurückgebracht. Früher wurden die Fenster entlang der Prozession mit Leintüchern verhängt durch die von innen Kerzenlicht schimmerte.

Das Besondere dieser Prozession ist die militärische Ehrenwache, die den Baldachin, unter dem die Monstranz getragen wird, begleitet. Dieser Brauch geht auf den Anfang des 19. Jahrhunderts zurück, als der berühmte Lachner Pfarrer Georg Anton Rudolf Gangyner wegen wiederholter Pöbeleien und Störungen die Lichterprozession in eine Tagesprozession umwandeln wollte. Seither sorgt die politische Behörde für Ruhe und Ordnung.

Das hatte zur Folge, dass der ganze Anlass samt militärischer Ehrenwache, der Lichterprozession und anschliessender Freinacht von einem weltlich-kirchlichen Organisationskomitee organisiert wird. Und: Jetzt benennt der Gemeinderat den jeweils jüngsten Offizier des Dorfes zum Kommandanten der Ehrenwache. Schweizweit wohl eine Seltenheit. Dieser Umstand führte dazu, dass sich illustre Männer unter den Organisationspräsidenten finden, wie beispielsweise aktuelle Regierungs-, Kantons- und Gemeinderäte.

Einen Haken – wenn man so will – hat das Kapellfest: Für ein Frühlingsfest ist es ein bisschen früh dran. Es findet zur Fastenzeit statt, was fromme Katholiken vor ein Problem stellt. Wie soll ausgelassen gefeiert werden, wenn es kein Gelage geben darf? Um diese Frage zu umgehen, will es der Brauch, dass an diesem Abend Froschschenkel und Schnecken in rauen Mengen gegessen werden. Notabene heute noch – gehören doch beide Delikatessen zu den üblichen Fastenmahlzeiten.

Wer sich also einmal mit Froschschenkeln in Bierteig oder ausserschwyzter Escargots auseinandersetzen möchte, sollte sich am Wochenende des Passionssonnags in die Gaststuben Lachens begeben. Dort kann er sich diesem Brauch ungeniert hingeben.

Neben dem kulinarisch eher exotischen Anstrich hat das Kapellfest eine ganz spezielle, mit der Zeit entstandene Tradition. Das erste Frühlingsfest des Jahres wird auch das Schätzeli-fest genannt. Nach langem harten Winter putzen sich die jungen Leute zum erste Mal heraus, um auf Braut-, beziehungsweise auf Bräutigamschau zu gehen. Viel früher natürlich als alle anderen, denn die Frühlingsfeste in den umliegenden Orten finden meist erst nach Ostern statt.

Jene Glücklichen, die sich bereits beim Viehmarkt der vergangenen Saison verguckt, kennengelernt und seither nicht mehr gesehen haben, nehmen die Gelegenheit des Schätzelifestes wahr, ihre Angebotete – eben das Schätzeli – den Eltern vorzustellen. Ob das wohl heute noch so ist? Die nächste Gelegenheit dazu bietet sich jedenfalls am 17. März 2013. ♥





# einsiedeln

*Der Sihlsee – grösster  
Stausee der Schweiz –  
liefert jährlich 270 Mio.  
kWh für die Bahnen  
der SBB.  
FOTO: Stefan Zürrer*

A large crowd of people is gathered in a public square at night. Many individuals are holding up black balloons, creating a dense canopy of dark shapes against the illuminated background. In the center, a man in a white tank top and white skirt walks towards the camera. To his left, a woman in a dark top and pink skirt is also visible. The background features a grand, classical building with columns and arches, lit up. The overall atmosphere is one of a large-scale event or protest.

**DER  
EINSIEDLER...**

## ...TRITT GERNE AUF!

AUF FESTEM GRUND. UND DEN  
BRETTERN, DIE DIE WELT BEDEUTEN.  
AM LIEBSTEN ABER BEIM  
„WELTTHEATER“!

von Andreas Lukoschik

Ob man es glaubt oder nicht – die Einsiedler sind verrückt danach, zu schauspielern. Nicht, weil sie dem Wahn von Castingshows zum Opfer gefallen sind. Nein, sie lieben es seit sage und schreibe fast 1000 Jahren! Im 12. Jahrhundert stiegen zum ersten Mal Einsiedler Mönche in fremde Gewänder und spielten Engel, Maria und andere Figuren der Bibel. Nicht so sehr, um sich selbst zu verwirklichen – das war im dunklen Mittelalter noch nicht das Thema – als vielmehr den Gläubigen, die des Lesens nicht mächtig waren, die Frohe Botschaft zu verkünden.

Das lässt sie seitdem nicht mehr los. Die Rede ist nicht von Mönchen, sondern von den Einsiedlern an und für sich. So wird aus der Frohen Botschaft manchmal auch eine Rohe Botschaft – je nach Stück und Bühne. Denn gespielt wird auch „Weltliches“.

Höhepunkt der ubiquitären Schauspielerei ist das alle sieben bis zehn Jahre stattfindende „Welttheater“. Ein Stück, das ursprünglich von Pedro Calderón de la Barca für das Fronleichnamsfest des Jahres 1635 geschrieben worden ist. Auf Spanisch. Nun ist der Einsiedler aber „helvetisch“ nicht „hispanisch“. Deshalb ist das Stück in der deutschen Version des grossen Romantikers Joseph von Eichendorff aufgeführt worden. Erstmals 1924. Und seitdem in unregelmässigen Abständen regelmässig. Der Inhalt: Das Leben ist ein grosses

Theaterstück, für das der „Meister“ (Gott) den Menschen unterschiedliche Talente mitgibt: Der eine wird König, der andere Reicher, ein Dritter Weiser. Aussage des Spiels ist es, dass der grosse Regisseur von den Menschen erwartet, dass sie in diesem Stück „gut spielen“. Wobei sich die Frage stellt: „Was heisst das, gut spielen“?

Um das herauszufinden, gibt es den Bettler, der vom Reichen anders behandelt wird als vom Weisen. Kurzum: Es geht darum, den Herausforderungen des Lebens im Sinne von Immanuel Kants Kategorischem Imperativ zu begegnen. Demnach müssen Menschen ihre Handlungen stets darauf prüfen, ob sie einer für alle, jederzeit und ohne Ausnahme geltenden Maxime folgen. In den Worten der Heiligen Schrift heisst das: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst.“ So weit so gut. Inhaltlich.

Eichendorff war ein bedeutender Romantiker. Allerdings einer, der in der Sprache seiner Zeit (1788 bis 1857) schrieb. Weil die Einsiedler keine Salzburger sind, die ihren „Jedermann“ (von Hugo von Hofmannsthal) immer und immer wieder aufführen, beauftragten sie für ihr Welttheater im Jahre 2000 einen zeitgenössischen Grossen. Aus der Schweiz. Thomas Hürlimann! Der schrieb eine zeitgemässe Version dieses Themas und landete damit einen grandiosen Erfolg. Sein Stück war jedoch alles andere als unumstritten. Diskussionen über das Thema und die Inszenierung waren jedoch bei so viel Schauspielerei wie sie in Einsiedeln anzutreffen ist, natürlich vorprogrammiert. Was das Ziel war. Das des neuen Stückes ebenso wie das des alten Welttheaters. Grundsätzlich.

Denn kalt soll das Stück niemanden lassen. Dabei war und ist es den Einsiedlern wichtig, die Berührung nicht durch sensationslüsterne Skandalisierung zu erreichen, sondern durch inhaltliche und darstellerische Substanz. Womit wir wieder beim Einsiedler Bürger als Schauspieler sind. Denn – das „Welttheater“ wird nicht von professionellen Schauspielern aufgeführt, sondern von den Einsiedlern selbst. Wobei die alles daran setzen, so professionell wie möglich zu sein.

Wie findet der Regisseur in der grossen Zahl der Willigen die Guten? Ganz einfach: Am Welttheatertag im September 2012 konnte sich jeder, der mitmachen wollte, bewerben und eintragen lassen. Als Schauspieler, Komparse, Sänger,

Bühnenarbeiter, Helfer – je nachdem, wozu er sich berufen fühlt. Im darauf folgenden November gab es dann die „Casting Tage“, bei denen sich diejenigen, die eine Sprechrolle ergattern wollten, vorstellten. Und danach? Herrschte zunächst einmal Ruhe. Bis zum 19. Januar dieses Jahres. An dem fand die „Einsiedler Oscar-Verleihung“ statt. Denn an diesem Tag wurde bekannt gegeben, wer für die Hauptrollen auserkoren worden war.

Bis dahin sassen ganze Familien wie auf heissen Kohlen und fragten sich, wer wird Komparse? Wer bekommt eine Sprechrolle? Wer ist für die circa zehn Hauptrollen auserwählt? Vor allen Dingen: Wie wird das Stück überhaupt aussehen? Denn für das Jahr 2013 ist ein neuer Autor beauftragt worden: Tim Krohn, in Glarus aufgewachsen und Autor von „Quatemberkinder“. Wie der das Thema angehen will, weiss noch niemand so richtig. Aber zum Theater gehört Spannung. Und was kann spannender sein als – erfolgreich gewährte – Geheimnisse? Eben.

Ein bisschen ist allerdings schon bekannt: Verwirrt und leidgeplagt lässt Tim Krohn Calderóns Figuren durchs Leben der Neuzeit taumeln, die Schönheit, den Bauern, Krösus, König, Bettler, das ungeborene Kind und die Weisheit. Sie alle sind unerbittlich hoffnungsfroh. Sie träumen von mehr Grösse, mehr Sinn, mehr Erfüllung. Sie haben alle Macht der Welt, so vieles liesse sich damit verwirklichen. Nur was? Und was ist überhaupt ein erfülltes Leben?

Lakonisch und berührend werden Tim Krohn und sein Regisseur Beat Fäh den Zuschauern das Dilemma des modernen Menschen vor Augen führen. Des Menschen, der mehr Möglichkeiten hat, als er nutzen kann, und der oft daran zerbricht, dass er nicht weiss, ob er die richtige Wahl trifft oder gerade sein Glück verspielt.

Wer zur Vorbereitung auf das neue Stück des grossen Welttheaters mehr über die Hintergründe erfahren will, für den gibt es seit dem 24. Februar im Einsiedler Museum FRAM eine attraktive Ausstellung mit dem Titel: „Dem Meister ein Spiel. Calderón, die Einsiedler und ihr Welttheater“. Darin wird, wie die Direktorin und Kuratorin Detta Kälin mit grosser Sachkenntnis und höchst charmant ihr Konzept erklärt, ein spannender und höchst informativer Überblick über das Welttheater gezeigt: Mit alten Kostümen und Requisiten,

Fotografien früherer Inszenierungen und Filmen einiger Aufführungen auf iPads.

Aufgeteilt ist die Ausstellung in vier grosse Gruppen: Die Einsiedler und ihre Spiellust. Die elf Figuren von Calderón, was sie sind, bedeuten und wie sie „verkörpert“ wurden. Die unterschiedlichen Regiekonzepte, was Kenner – wozu die meisten Einsiedler natürlich gehören – besonders interessiert.

Und in die Abteilung „Backstage 2013“ – eine Art „exhibition in progress“. In die sollen in einem ständigen Ergänzungsprozess alle aktuellen Entwicklungen und Neuigkeiten während der Probenzeiten und Aufführungen eingefügt werden. Kurzum: Als Vorbereitung ist die Ausstellung ideal, nicht zuletzt weil sie an der aktuellen Entwicklung und Realisierung des Stückes zeitnah dranbleibt.

Während Detta Kälin die Hintergründe und Zusammenhänge aufzeigt, sind die Einsiedler wie Armbrüste darauf gespannt, wie das Stück in diesem Jahr am Ende als Ganzes aussehen wird. Bis zu 500 Schauspieler aus der gesamten Gemeinde sind in verschiedenen Grüppchen und Gruppen an der Inszenierung beteiligt. So brummt und summt es im ganzen Ort während der viermonatigen Vorbereitungszeit. Es wird an abgelegenen Orten geprobt und geübt, gesprochen und geschritten, gelaufen und gestürzt bis endlich alles so sitzt, dass am 21. Juni der Erste von ihnen vor der imposanten Kulisse des Kloster Einsiedeln erscheinen und seine ersten Worte sprechen wird – womit das Welttheater seinen Lauf nimmt. 📍

 MUSEUM FRAM:  
Eisenbahnstrasse 19, 8840 Einsiedeln  
Telefon: 055 412 91 30  
[www.fram-einsiedeln.ch](http://www.fram-einsiedeln.ch)

24.2. – 30.11.2013  
Di – Fr 13.30 Uhr – 17.00 Uhr,  
Sa, So & feiertags 10.00 Uhr – 17.00 Uhr  
An Spielabenden bis eine halbe Stunde  
vor Spielbeginn geöffnet.

„Dem Meister ein Spiel. Calderón,  
die Einsiedler und ihr Welttheater“



# Chäfe

„Aber die Sonne duldet  
kein Weißes, überall regt  
sich Bildung und Streben,  
alles will sie mit Farben  
beleben.“  
ZITAT: Goethe  
FOTO: Stefan Zürcher

# WO LASSEN SIE DENKEN?

DIE ERBAUER VON ACHTERBAHNEN IN ALLER WELT GEHEN DAFÜR GERNE ZU STRAINTEC IN WOLLERAU. UND NICHT NUR DIE.

von *Andreas Lukoschik*

**S**uperlative sind Martin Ryffel eigentlich ein Graus. Sensationslust ist anderer Leute Geschäft. Er ist Ingenieur und gewohnt, mit kühlem Kopf Spektakuläres auf klare Zahlen herunterzubrechen. Möglicherweise ist aber gerade diese ruhige Klarheit der Grund dafür, dass Auftraggeber aus aller Welt sein Ingenieurbüro für Aufträge auswählen, nach denen sich andere die Finger ablecken würden. Wer bekommt schon die Chance, einen Simulator für den Universal Themenpark in Singapur zu planen? Oder einen „Roller-Coaster“ – so heißen Achterbahnen auf Englisch – in Disneyland bei Paris? Oder in der Ferrari World Abu Dhabi's die „Formula Rossa“? So der Name der schnellsten Achterbahn der Welt, die von 0 auf 100 in 2,9 Sekunden beschleunigt wird und mit einer Spitzengeschwindigkeit von 240 km/h durch die Kurven rast. Da kommt man noch nicht mal zum Schreien, um Spannung abzubauen, weil einem die Wangen flattern sobald man nur den Mund aufmacht.

Solche Sensationen verbindet man mit spektakulären Orten in Weltstädten aber nicht mit dem eher stillen Wollerau. Genau dort sitzen zehn Ingenieure bei Straintec vor ihren Computern und denken darüber nach, wie sich Höchstleistungs-ideen in baubare Projekte umsetzen lassen. Wobei sich dem Laien die Frage stellt: Wie plant man den Thrill einer Achterbahn?

Martin Ryffel schaut den Fragenden ein wenig besorgt an, weil er sich nicht erklären kann, wie man so kenntnisfrei fragen kann. Doch dann erbarmt er sich und beginnt zu erklären: „Solche Projekte beginnen meist mit einer Reihe sehr genauer Luftaufnahmen des Terrains, die wir in unser Computersystem einspeisen, um so eine genaue Datei des Untergrunds zu haben.“

„Daraus“, fährt er fort, „erstellen wir auf CAD Basis – das ist eine dreidimensionale Darstellung auf dem Computerbildschirm – ein simulationsfähiges Modell und legen danach die Schienen für die Bahn in dieses Areal – zunächst auf dem Schirm. Vorher brauchen wir verlässliche Daten zum Thema ‘Erdbeben’, ‘Bodenbeschaffenheit’ und ‘Sturmbelastung’. All das müssen wir natürlich für die Planung wissen. Nicht nur für das Fundament, sondern auch für die Belastung des Gerätes. Und dann fangen wir an.“

Und der Mensch? Welche Belastung ist dem menschlichen Fahrgast zumutbar? „Dafür gibt es vom TÜV München sehr genaue Normen, an die wir uns halten. Es gibt Spitzenbelastungen von sechs g – das bedeutet, dass durch Beschleunigungen in Kurven auf den menschlichen Organismus Kräfte einwirken, die dem sechsfachen

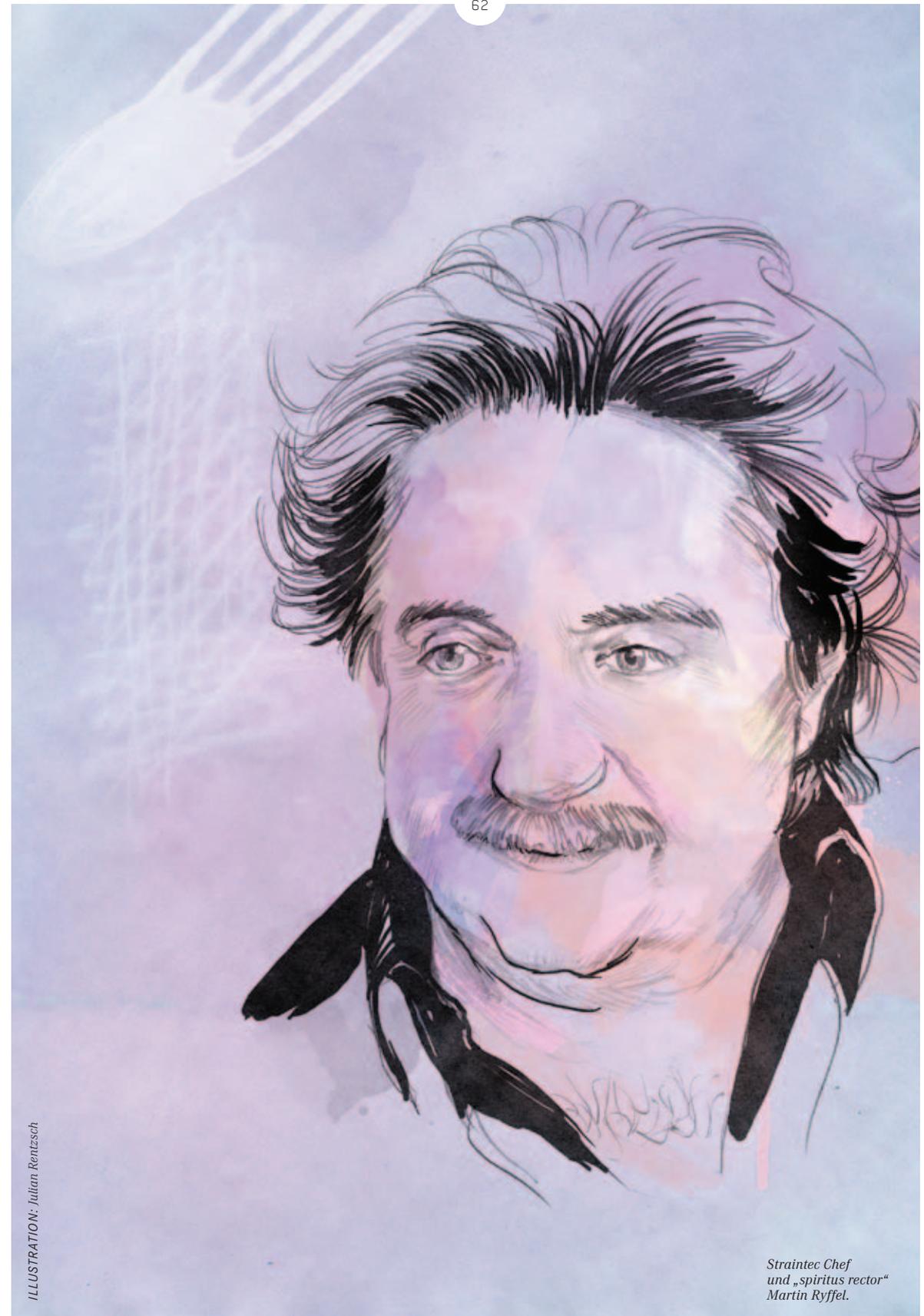


ILLUSTRATION: Julian Rentzsch

Straintec Chef und „spiritus rector“ Martin Ryffel.

Körpergewicht entsprechen. Eine solche Belastung halte der gesunde Mensch nur zwei Sekunden aus. „Vier g erträgt er vier Sekunden lang. Dauern diese Belastungen länger, verengt sich sein Sichtfeld von den Rändern her, wird immer enger bis es ganz dunkel wird. Das ist dann das Erlebnis, dass einem 'schwarz vor Augen wird'. Natürlich wolle „kein Achterbahnbetreiber auch nur in die Nähe dieser Grenze kommen, weil nicht nur junge, durchtrainierte Menschen mitfahren, sondern auch nicht ganz so fitte.“

Der Geschwindigkeits-Thrill werde „am ehesten in Bodennähe“ erzeugt. „Weil man für das Geschwindigkeitserlebnis eine Vergleichsgrösse braucht. In 80 Metern Höhe merkt man nämlich gar nicht so sehr, ob man 100 km/h oder 200 km/h schnell ist. In Bodennähe beeindruckt dagegen schon 120 km/h. All das müssen wir einplanen. Und dabei berücksichtigen, dass der Spassfaktor nicht zu kurz kommt.“

Ja genau. Schliesslich will man sich vordergründig dem Erlebnis hingeben, in spektakulärer Fahrt um sein Leben bangen zu müssen – mit der Gewissheit im Hinterkopf, am Ende die Bahn unversehrt verlassen zu können.

„Immerhin werden solche Bahnen zehn oder zwanzig Jahre lang im Fünf-Minuten-Takt befahren...“



Damit das über eine lange Betriebsdauer gelingt, ist die „Ermüdungsfestigkeit“ der Konstruktion das Hauptdesignkriterium der Straintec-Entwürfe. Deshalb werden die technischen Vorgaben der Wollerauer Planer fortwährend in der slowakischen Herstellerfirma der Schienen überprüft. Sie muss nicht nur den gesamten Schienenstrang so unterteilen, dass jede Teilstrecke in einen Schiffscontainer passe. Der Hersteller muss durch Ultraschalluntersuchungen der Schweißnähte ebenso sicherstellen, dass sie den Vorgaben hundertprozentig entsprechen. Immerhin werden solche Bahnen zehn oder zwanzig Jahre lang im Fünf-Minuten-Takt befahren – und so einer fortwährenden Belastung ausgesetzt. Damit sich dabei keine Materialermüdungen zeigen, berechnet Straintec seine Planungen so, dass nur zehn bis zwanzig Prozent der maximalen Belastung, die das verwendete Material aushalten könnte, realisiert wird, ehe es sich verformt.

ILLUSTRATION: Florian Fischer

Damit wirklich alle Eventualitäten ausgeschlossen werden können, liefern die Ingenieure überdies präzise Wartungs- und Überprüfungsanforderungen für bestimmte Untersuchungsintervalle gleich mit.

In diesen Bereich der Konstruktionsverantwortung der Straintec-Ingenieure gehört auch die „Redundanz“ der gesamten Technik. Das bedeutet, dass für den Fall, dass ein Element ausfällt, hinreichend (!) Sicherungsmassnahmen vorhanden sind, die den Ausfall abfangen und alle Beteiligten sicher an den Ausgangspunkt der Strecke zurückbringen.

Nach einem halben Jahr der Ingenieursarbeit in Wollerau und einem weiteren halben Jahr der Herstellung in der Slowakei werden die Container mit den Teilstrecken verschifft, an den Bestimmungsort transportiert, dort zusammengeschaubt und auf die Trägerkonstruktionen montiert. Das Ganze steht dann nach eineinhalb bis zwei Jahren – je nach Komplexität – auf soliden Füssen und muss „nur noch“ von den örtlichen Behörden geprüft und abgenommen werden.

Dabei richten sich die meisten Länder nach den in Europa erstellten Prüfnormen. Wenn sie sich nicht danach richten, sind die Prüfkriterien sogar noch strenger als bei uns. Was als beruhigend zu werten ist.

Nicht ganz so temporeich, sondern von eher gelassenem Tempo, ist ein anderer Arbeitsbereich der Straintec AG. Während sie bei den Roller-Coastern seit zwanzig Jahren intensiv mit der Intamin AG zusammenarbeiten, beruhen die Konstruktionsplanungen für die Wallfahrtsstätten im saudischen Mekka auf der langjährigen Kooperation mit dem Stuttgarter Architekturbüro Rasch + Bradatsch.

Für sie haben sie die grösste Uhr der Welt geplant, die den Mecca Royal Clock Tower krönt – immerhin zur Zeit das zweithöchste Gebäude der Welt. Vierzig Meter Durchmesser hat das in Abu Dhabi gefertigte Zifferblatt, das Uhrwerk wiegt satte 21 Tonnen.

Direkt unterhalb dieses gigantischen Zeitmessers befinden sich die Stockwerke des saudischen Königshauses. „Wem die Stunde schlägt!“ Da muss die Planung auch akustische Isolation vom Feinsten berücksichtigen.

Am Fuss dieses Gebäudes befinden sich – das ist für viele, die sie sehen, das Höchste überhaupt – die heiligen Stätten des Islam: die Kaaba in Mekka. Der Ort zu dem jährlich Millionen Moslems auf ihrer „Hadsch“ pilgern. Früher las man darüber regelmässig, dass sich dort Massenpaniken oder andere Massenunfälle ereigneten.

Heute läuft alles störungsfrei ab. Denn das Stuttgarter Architekturbüro Rasch hat rund um die Kaaba Moscheen und Bauwerke errichtet, die den Pilgerstrom lenken und beruhigen. Ein wichtiges Element dafür ist Schatten. Wer in Arabien für Schatten sorgen kann, ist so wichtig wie ein Heizungstechniker im nordfinnischen Winter. Dazu wurden für die Gebäude mobile Dachkonstruktionen geschaffen, die in der Nacht den für die Gläubigen wichtigen Sternenhimmel zeigen. Tagsüber dagegen spenden sie Schatten. Konstruktionen von vielen Tonnen Gewicht sind das, die – man ahnt es – von Martin Ryffels Ingenieuren geplant worden sind.

Zur Zeit arbeiten sie an einem Transportsystem, mit dem auch Alte und Schwache die vorgeschriebene siebenfache Umrundung der Kaaba leisten können. – Ohne sich zu Fuss auf den Weg machen zu müssen! Und das gemeinsam mit Tausenden anderen Gläubigen. Bei 40 Grad im Schatten.

Ryffels Ingenieure ersinnen ein Transportsystem, in dem die Schwachen aussen herum gefahren werden. Straintec plant diese Bahn in ihrer ganzen Komplexität. Also nicht nur die Wege, sondern auch die Fahrzeuge und alles, was damit zusammenhängt.

Überdies sitzen die Straintec-Ingenieure auch über Plänen für ein Observatorium in Turkmenistan, sich drehende Aussichtstürme – „Gyro Tower“ genannt – Seilbahnen in aller Welt und natürlich immer wieder Achterbahnen. Weltweit.

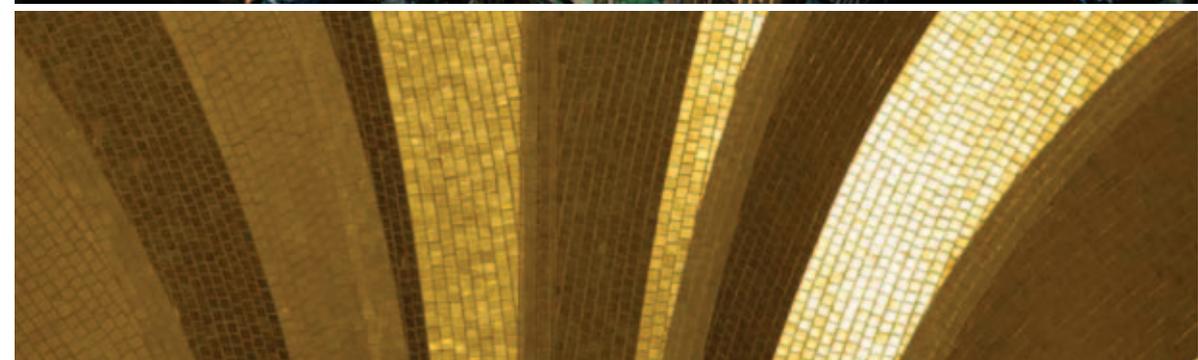
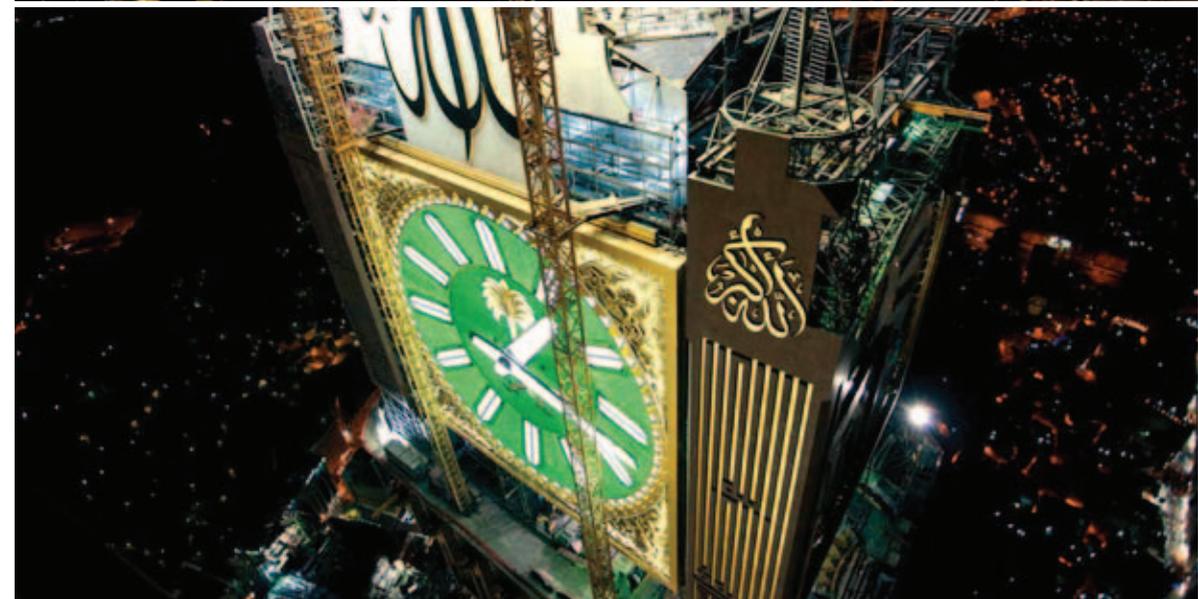
Martin Ryffel erzählt davon mit grosser Ruhe. Zum Schluss erklärt er, dass er sehr froh darüber sei, so volle Auftragsbücher zu haben. Das einzige, was ihn während des Gesprächs ein wenig beunruhigt, ist die Frage, ob er zum nächsten Kundengespräch nach Beirut, Kairo, Abu Dhabi oder Dschidda fliegen müsse.

Denn: Das wisse er zur Zeit nicht, weil Kunden aus dem Orient oft spontan sind und er dann – trotz aller Aufträge (oder gerade deswegen) – schnell dort sein muss, wo der Kunde ihn haben will. Allerdings weiss er ebenfalls, dass er „an Donnerstagen und Freitagen meistens frei“ habe, „denn dann ist in der islamischen Welt Samstag und Sonntag.“ Allerdings auch nur dort.

In China, wo Straintec zurzeit sehr aktiv ist, ist er rund um die Uhr gefragt. Denn auch der Zeitgenosse im Reich der Mitte, möchte von Hochgeschwindigkeitsbahnen in seinen Vergnügungsparks fach- und sachgerecht durchgerüttelt werden. Nach höchstem Sicherheitsstandard.

Von wegen „stilles Wollerau“. 🇨🇳

*Aufnahmen vom Uhrwerk für den Mecca Royal Clock Tower, das von Straintec berechnet worden ist. FOTOS: Straintec*



# PETER MEYER

## SELBSTKRITISCHER IT-PHILOSOPH MIT NASA-HINTERGRUND

WARUM WIR MEHR AUFPASSEN MÜSSEN  
IM UMGANG MIT DEN VERFÜHRUNGEN  
DER ELEKTRONISCHEN UNTERHALTUNG.

von Andreas Lukoschik

„IT“ ist die Abkürzung für „Informationstechnologie“. Also der Bereich, der unser Leben immer stärker durchzieht – vom Computer über das iPad/Tablet bis zum Mobiltelefon. Anlass genug für Y-Mag mit einem Mann, der weiss wovon er spricht, über Gefahren und Chancen der neuen Technologien zu reden: Peter Meyer. Als IT-Spezialist hat er seinerzeit das Internet im Kanton vorangetrieben. Heute berät er als Chef des Totalunternehmens MIT-GROUP 600 kleine und mittlere Unternehmen in allen IT-Fragen.

Gleich zu Beginn unserer Begegnung stellt Peter Meyer einen ziegelsteinartigen Klotz auf den Tisch. „Swisscom App of the Year“ steht darauf und ist eine der begehrtesten Auszeichnungen, die man als junger IT-Spezialist bekommen kann. Weil Peter Meyer im IT-Bereich des Kantons Schwyz aber ein alter Hase ist, hat er die Entwicklung dieser App als „elder statesman“ begleitet – und freut sich trotzdem wie ein Junger über die

Auszeichnung. Entwickelt wurde sie nämlich von zwei Praktikanten, die in der Firma „MIT Innovation AG“ arbeiten.

„TouchMountain“ – so der Name der App – versetzt den Besitzer eines Windows basierten Handys in die Lage, sich keine Bergnamen merken zu müssen. Die App macht es: Via Kamera den Berg auf den Bildschirm holen und schon gibt es jede Menge Informationen dazu: Name, Höhe, Geschichte oder was des Bergwanderers Herz sonst noch begehrt. 600 000 Berge weltweit sind so erfasst – von Switzerland bis Swasiland.

„Mich hat’s immer gewurmt,“ gesteht Meyer, „dass ich viele Bergnamen nicht parat hatte, wenn ich am Wochenende mit meiner Familie in den Bergen unterwegs war. Gut, es ist ein bisschen aufwändig dafür eine App zu entwickeln, aber für unsere beiden Praktikanten war das eine tolle Herausforderung.“ Und gelohnt hat es sich auch. Denn der Entwicklungschef von „Microsoft Europe“ hat danach auf die Schnelle eine Sitzung mit Meyer und seiner Crew anberaumt bei der er wissen wollte, wieso MIT-GROUP dermassen „state of the art“ („auf dem neuesten Stand der Entwicklung“, die Red.) sei. Manche Schwyzer wird das ebenso wundern wie den hohen Chef von „Microsoft Europe“. Manche wundern sich aber auch nicht. Die wissen, welche Talente in dieser Region schlummern.

Die zu fördern liegt Peter Meyer sehr am Herzen, weil sein Unternehmen ständig nach neuen Mitarbeitern sucht. „Aus Deutschland gute Leute nach Schwyz zu holen ist kein Problem.



ILLUSTRATION: Julian Rentzsch

Peter Meyer -  
der in Wirklichkeit  
nicht so streng ist,  
wie er hier wirkt.

Aber aus Zürich, Luzern oder dem Aargau ist es fast unmöglich,“ schildert er sein Dilemma. Das verwundert, denn das Unternehmen ist bestens aufgestellt. Es ist seit Jahren ganz vorne dabei, wenn es darum geht Microsoftprodukte als erste in der Schweiz einzuführen und eigene Produkte wie die „TouchMountain“-App zu entwickeln.

Es war und ist der Ehrgeiz von Peter Meyer, auf dem neuesten Stand der technologischen Entwicklung zu sein. Und bestens ausgestattet. Wie „bestens“? Das lässt sich daran erkennen, wie gut sein Rechenzentrum gesichert ist – also der Ort, an dem die teuren Rechner stehen. Um dorthin zu gelangen, muss man sehr gute Beziehungen haben. Es herrscht dort der Charme einer Hochsicherheitszone: Hochgerüstetes Wachpersonal, meterdicke Wände und eine schnelle Verbindung zur Kantonspolizei. „Einmal musste sie ausrücken,“ so Meyer, „weil ein Mitarbeiter durch die vielen sehr lauten Kühlaggregate dort unten einen Kontrollanruf überhört hatte. Sechs Minuten hat’s gedauert und dann schaute der arme Mann in den Lauf von vier Maschinenpistolen. Der hat sich natürlich furchtbar erschrocken. Aber mich hat es beruhigt, dass wir so gut geschützt sind. Und unsere Kunden auch.“ Das sind immerhin über 3000 Benutzerinnen und Benutzer kleinerer und mittlerer Unternehmen (KMU) – inklusive der Schwyzer Kantonsregierung – mit all ihren Informationen, die ihr Eigentum sind und es auf diese Weise auch bleiben.

Sicherheit ist ein Faktor, für den man sorgen muss. Als Rechenzentrum wie als Nutzer. Spätestens seit Facebook und Google wissen wir, dass die Spuren, die Nutzer im Netz hinterlassen, dort bleiben. Für immer. Weshalb ein Gespräch mit einem Mann wie Peter Meyer auch von den weniger attraktiven Seiten der IT-Welt handelt. Zumal er sich hier als reflektierter Denker erweist, der alles andere als betriebsblind ist. Aller IT-Lust zum Trotz. Deshalb will ich wissen, welche Nachteile er in der galoppierenden Digitalisierung unserer Alltagswelt sieht und stelle ihm die etwas provokante Frage: „Ich habe mich vor vielen Jahren in einem

„Wenn wir nicht lernen, mit diesem Erreichbarkeitswahn umzugehen, dann werden ganz wesentliche Elemente unseres Lebens verloren gehen.“

Interview etwas vollmundig zu der Behauptung verstiegen: ‘Wer immer erreichbar ist, gehört zum Personal’. Ist es nicht tatsächlich so gekommen?’ Zu meiner großen Verblüffung kommt darauf von Peter Meyer ein ganz ruhiges: „Definitiv! Wenn wir nicht lernen, mit diesem Erreichbarkeitswahn umzugehen, dann werden ganz wesentliche Elemente unseres Lebens verloren gehen. Wir müssen lernen, uns ganz gezielt und sehr konsequent Denkfüräume einzurichten, in denen man diese ständige Verfügbarkeit abschaltet und nicht erreichbar ist. An einem solchen „Frei-Tag“ braucht man nämlich erst mal vier Stunden, um runterzukommen und wieder klar und unbeeinflusst zu denken.“

Er plädiert dafür, „gerade junge Menschen im Umgang mit der ständigen Verfügbarkeit zu trainieren.“ Es gebe eine ganze Reihe „von fantastischen neurologischen Untersuchungen, die zeigen, welche negativen Auswirkungen zu viele Games, zu viel Fernsehen, zu viel Internet und zu viel „multitasking“ auf die Konzentrationsfähigkeit haben.“ Das sei wie mit dem Alkohol: „Kontrolliert eingesetzt, kann er einen besonderen Abend zu einem Fest machen. Täglich konsumiert macht er uns krank – und löst uns auf. So ist es auch mit der IT-Welt.“ Die Informations-Technologie sei „ein Werkzeug, das uns helfen soll, bestimmte Fragestellungen erfolgreich anzugehen. Mehr nicht. Sie ist kein Selbstzweck.“



Ein klarer Text. Respekt. Nun ist der Umgang mit Soft- und Hardware aber gerade für den Laien nicht ganz unkompliziert, weshalb er leicht dem Irrtum erliegt, die digitale Welt sei überkompetent. „Was also tun?“, will ich von Peter Meyer wissen.

„Der unreflektierte Umgang mit den ‘Spielwaren’ aus der Elektronikwelt, die der Zerstreuung dienen, beeinflusst das private Leben ebenso, wie auch das Denken bei beruflichen und unternehmerischen Entscheidungen,“ erklärt mir Meyer seine Erfahrungen. „Ich sehe das immer wieder bei strategischen Überlegungen von Kunden. Oft unterbrechen mich Unternehmer bei solchen Gesprächen und fragen, welches Programm genau sie jetzt einsetzen sollen. Dann muss ich ihnen klar machen, dass es in der Phase der strategischen Überlegungen nicht um Klein-Klein-

„Aus einer Region, die so aufgestellt ist wie Schwyz, sollten nicht jeden Tag Kolonnen von Angestellten nach Zürich oder in andere Ballungsgebiete fahren, dabei viel Zeit im Stau verbringen müssen und auch noch die Umwelt ökologisch belasten.“

Schritte zur Realisierung geht, sondern um Ziele, die erreicht werden sollen. Die man im ersten Schritt definieren muss – und das kann der Kunde nur selbst. Wie er sie dann erreichen kann, dafür stehen wir ihm später mit unserem Knowhow zur Seite.“

Mir fällt dazu der Vergleich mit einem Schiff ein: Das Ziel legt der Kapitän fest, die Fahrtroute berechnet der Navigationsoffizier und der Steuermann hält das Schiff auf Kurs, solange die Maschine ihre Leistung bringt.

„Der ‘Kapitän’ ist bei diesem Vergleich der Unternehmer,“ nimmt Peter Meyer das Beispiel auf, „den ‘Navigationsoffizier’ stellen wir und der ‘Steuermann’ ist das Zusammenspiel aus der Belegschaft des Kunden und unseren technologischen Möglichkeiten, während die Maschine unser Rechenzentrum ist.“ Daran werde vielleicht deutlich, dass der Kapitän das Ziel der Reise nicht dadurch herausfindet, dass er mit dem Ruder des Steuermanns spielt. „Das beeinflusst zwar den Kurs – aber im richtigen Hafen kommt das Schiff nur als Folge von dem an, was er als Kapitän vorgegeben hat.“

Verzetteln wir uns also zu leicht? Durch die vielen Möglichkeiten unserer Gadgets, die uns auf spielerischem Weg immer wieder in die Falle der Zerstreuung laufen lassen?

„So sehe ich das. Deshalb müssen wir auch das strategische Denken immer wieder einüben – um es nicht zu verlernen. Denn das strategische Denken ist das A und O. Natürlich soll und muss am Ende – wohlgemerkt am Ende – eine Optimierung der Leistungsfähigkeit stehen, aber nur, wenn vorher das Ziel klar definiert ist. Das tönt jetzt vielleicht grossartig, aber Tatsache ist, dass das auch der Zwei-Mann-Betrieb braucht. All das haben wir gemeint, als wir in unserem Claim etwas holprig formuliert haben ‘Think and do IT.’“

Es ist gut, mit einem Mann über die Auswüchse der Informationstechnologie zu reden, der ihre Denkweise und Möglichkeiten durchdrungen hat und kompetent ihre Grenzen einschätzen kann. Nun will ich aber nicht nur über Gefahren sprechen, sondern auch über Chancen. Und auch hier hat Peter Meyer ein klares Bild für den Kanton vor Augen.

„Aus einer Region, die so aufgestellt ist wie Schwyz, sollten nicht jeden Tag Kolonnen von Angestellten nach Zürich oder in andere Ballungsgebiete fahren, dabei viel Zeit im Stau verbringen müssen und auch noch die Umwelt ökologisch belasten. Hier sollte stattdessen das Konzept ‘work at home’ umgesetzt werden. Nicht indem man die Menschen mit ihrer Arbeit zuhause allein lässt, sondern indem man sie dabei begleitet und an bestimmten geografischen Knotenpunkten ‘virtuelle Dorfbrunnen’ anlegt.“ Das seien Orte, an denen man sich zur Arbeit trifft, anstatt vereinzelt zuhause zu arbeiten: „Dort befinden sich Drucker, Kaffeemaschine, Internetanschlüsse und so weiter – aber vor allen Dingen: andere Menschen, mit denen man sich austauschen kann. Es können nämlich nicht alle Menschen mit der Freiheit gleich gut umgehen, zuhause nach ihrem eigenen Gusto zu arbeiten. Nicht aus böser Absicht oder Unfähigkeit, sondern weil ihnen die Struktur und der Austausch mit anderen Menschen fehlt.“ Die „Dorfbrunnen“-Initiative entspreche „den Ergebnissen neuerer Microsoft-Untersuchungen über die Bedeutung des menschlichen Kontaktes bei der Arbeit. Das tönt vielleicht merkwürdig für alle, die bei ihrer Arbeit ohnehin mit Menschen zu tun haben, aber in einer immer virtueller werdenden Arbeitswelt sind das wichtige Erkenntnisse, die wir für die Zukunft einplanen und implementieren müssen!“

So können Arbeitskräfte einer dezentral strukturierten, ländlichen Region – wie Schwyz es ist – an grossen Projekten mitarbeiten, ohne die ökologischen und zeitlichen Belastungen zu produzieren, die ein physisches Vorhandensein der Angestellten in den Büros der auftraggebenden Firmen mit sich bringt.

Der Mann denkt weiter. Das sollten sich die für solche Entwicklungen Verantwortlichen einmal in bewährt schwyzerischer Weise durch den Kopf gehen lassen. Denn Peter Meyer ist nicht nur „Naturwissenschaftler“, wie er sich selbst bescheiden nennt. Er ist vor allem ein blitzschneller Denker, der an der Universität in Zürich promoviert wurde und danach die Chance ergriff, seine Habilitationsforschung bei der NASA/Caltech in den USA durchzuführen.

Der Mann hat also – rein wissenschaftlich gesehen – das Zeug zum Professor. Allerdings macht er davon keinen Gebrauch, weil es ihm mehr Spass macht, sich den Herausforderungen der Praxis zu stellen. Zum Nutzen aller. Auch und besonders der jungen Schwyzer. Die sind sein Anliegen. Deshalb stelle ich ihm am Schluss die Frage, was er aus seiner langjährigen Erfahrung in einem hoch spannenden und sich schnell entwickelnden Arbeitsfeld jungen Menschen für deren Berufsqualifikation raten würde.

Nach einer kurzen Denkpause formuliert er sehr konzentriert: „Neugier ist das Wichtigste. Und dann die Fähigkeit sich und seine Arbeit selbst zu organisieren. Wir merken in vielen Bereichen, dass die Fähigkeit methodisch seine Pendenzen abuarbeiten immer seltener wird. So zuverlässig und gut organisiert seine Arbeit zu machen, das ist sehr gefragt. Dazu wäre es ideal, wenn er oder sie auch noch den Umgang mit Menschen mag, und auch in schwierigen Situationen – mit aufgebrachten Kunden etwa – die Ruhe bewahren und sie auf die Kunden übertragen kann, damit sie sich am Ende kompetent und menschlich zufriedenstellend behandelt fühlen.“

Wer diese Fähigkeiten mitbringe – „die ja eigentlich mit der formalen Qualifikation nichts zu tun haben – hat eine exzellente Chance sich in alle Bereiche, die ihn interessieren, einarbeiten zu können und dort erfolgreich zu sein. Das ist übrigens auch der Grund, weshalb wir sehr gerne Quereinsteiger nehmen, die sich erst dann das Fachwissen unserer Zunft aneignen.“

Eine Einstellung, die nicht nur attraktiv klingt, sondern auch ist. Zumal derjenige, der das sagt, auf faszinierende Art weiss, wovon er spricht. 🍷



# Kiessnacht

„Ich höre schon  
des Dorfs Getümmel,  
hier ist des Volkes  
wahrer Himmel,  
zufrieden jauchzet  
groß und klein:  
Hier bin ich Mensch,  
hier darf ichs sein!“  
ZITAT: Goethe  
FOTO: Stefan Zürcher

# WER NICHT HÖREN WILL...

...MUSS DIESEN  
ARTIKEL NICHT  
LESEN

EINER DER GRÖSSTEN HÖRGERÄTE-  
HÄNDLER EUROPAS SITZT NOCH IN  
ZUG, WILL ABER NACH SCHWYZ.

von Andreas Lukoschik

**K**orrekt gesagt, geht es um den Mann hinter dem grössten Hörgeräte-Händler, der in Österreich Marktführer ist und demnächst seine Expansion ins westliche Europa aus Küssnacht am Rigi steuern will. Noch arbeitet er vom Kanton Zug aus – und hofft auf den Umzug in den aufzubauenden „Medtech Cluster Schweiz“. Dazu sind allerdings noch einige Schritte nötig. Bis die getan sind, hier ein Porträt des Mannes: Georg Schinko mit Namen und Verwaltungsratspräsident der Neuroth Hörcenter AG von Beruf.

„Schauen sie sich das Wort ‘Wahrnehmen’ einmal an,“ sagt der Grazer in charmant österreichischem Tonfall. „Das enthält ‘wahr’ und ‘nehmen’. Ob nun gemeint ist, ‘das Wahre nehmen’ oder ‘etwas für wahr nehmen’ wollen wir nicht entscheiden. Aber wir können etwas dafür tun, dass man das zu Entscheidende hört. Und zwar möglichst zu hundert Prozent.“

Was gar nicht mal so einfach zu sein scheint. „Genau, denn kein Ohr gleicht dem anderen,“ fährt er fort. „Sowohl, was die innere

Gestalt betrifft als auch in Bezug auf die Hörleistung. Deswegen haben wir in den letzten Jahren unseren ganzen Ehrgeiz darein gelegt, in unseren Hörcentern die Mitarbeiter sehr intensiv zu schulen. Sie müssen sich das so wie beim Augenarzt vorstellen: Jeder, der zum ersten Mal eine Brille braucht, kommt ja erst, wenn er deutlich merkt, dass er nicht mehr gut sieht. Bis dahin hat er sich mit seiner allmählich zunehmenden Sehschwäche irgendwie arrangiert. Hat er dann eine Brille und sieht plötzlich alles scharf, muss er sich erst an die neuen Grössenverhältnisse gewöhnen. Auch das Gehirn benötigt Zeit, die vielen optischen Informationen zu verarbeiten. Das Gleiche passiert bei einem Hörgerät, denn es dauert im Durchschnitt sieben bis zehn Jahre bis der Gang zum Hörgeräte-Akustiker unternommen wird. Deshalb kann die Zeit der Anpassung auch einige Wochen und Monate manchmal sogar Jahre dauern. In dieser Zeit sollen unsere Mitarbeiter dem Kunden zur Seite stehen. Das ‘ge-hört’ sich so – wenn sie dieses kleine Wortspiel erlauben.“  
Ich liebe Wortspiele!

„Hörminderung war früher eine Altersfrage,“ erzählt Schinko weiter. „Heute brauchen aber auch schon sehr viel Jüngere und ganz Junge Hörgeräte, weil sie krankmachenden Dauerbelastungen von mehr als 85 Dezibel ausgesetzt sind – das entspricht sehr lauten Gesprächen, wobei die normale Umgangssprache zirka 60 bis 65 Dezibel hat. Oder, weil sie viel zu laute Musik durch Kopfhörer hören, die sie dank ihrer MP3-Player überall dabei haben und dadurch eine akustische Dauerbelastung erzeugen, die irreversible Hörschäden auslöst. Dabei gilt: Je höher die Frequenz ist, desto stärker schädigt sie das Gehör. In den meistens Fällen ist das durch entsprechende Hörgeräte allerdings technisch kompensierbar. Die jüngste Neuerung sind Hörgeräte, die auf beiden Ohren getragen werden und die durch eine Art Bluetooth miteinander verbunden sind. Dadurch können sie die aufgenommenen akustischen Signale mit einer zeitlichen Verzögerung an die Trommelfelle schicken und dadurch räumliches Hören ermöglichen. Eigentlich ganz logisch, denn auch der Gesunde kann räumlich nur mit beiden Ohren hören!“

Jetzt muss ich ihn stoppen. Denn eigentlich wollte ich gar nicht so viel Zeit übers Hören hören. Das sage ich ihm auch, woraufhin er mich

Georg Schinko –  
Grazer, Herr über die  
Hörgeräte und  
Um-ZUG-swilliger  
nach Schwyz.

korrigiert: „Sehen Sie, genau das ist ein Thema, das uns sehr interessiert: Die Entstigmatisierung des schlechten Hörens. Wer früher nicht gut hörte, verstand nicht, was um ihn herum passierte – und zwar in doppelter Bedeutung. Er selbst verstand die gesprochenen Worte akustisch nicht und seine Umwelt dachte, er verstehe die Bedeutung der Worte nicht – und hielt ihn für dumm. Dieser Kurzschluss schwingt auch heute noch in unseren Köpfen mit, wenn wir über Menschen reden, die schlecht hören. Meine Frau hat sich für eine Wandlung dieses Missverständnisses – noch ein Begriff, der aus dem Bereich des Hörens kommt – sehr lange engagiert und ist dafür 2010 in Österreich „Entrepreneur of the year“ geworden. Seitdem ist sie für die Branche so etwas wie ein Botschafterin fürs bessere Verstehen!“

Und damit sind wir bei Georg Schinkos Frau, die im Jahr 2011 das Geschäft in Österreich an den Sohn Lukas übergeben hat. Sie hat einen bemerkenswerten Pioniergeist, wie sich an folgendem Beispiel erkennen lässt: Die Familie Schinko hat seit Jahren einen Bernhardiner. Weil Frau Schinko-Neuroth diese Hunde liebt, ist sie in einem Verein der Bernhardiner-Besitzer. Nun musste sie feststellen, dass der Hund des Vorsitzenden mit zunehmendem Alter immer schlechter hörte, was sich dadurch ausdrückte, dass sein Gleichgewichtsorgan gestört war und er sich nicht mehr richtig auf den Beinen halten konnte. Daraufhin ergriff sie die Initiative und liess dem Tier von einem ihrer Hörgeräteakustiker zwei Hörgeräte anpassen. Ein nicht ganz risikoloses Projekt, weil so ein Hund immerhin 80 Kilogramm Lebendgewicht auf die Waage bringt und niemand wusste, ob der sich die Anpassung gefallen lassen würde. Er liess es. Und so wurden seine Ohren ausgeschäumt, in den Labors von Neuroth entsprechende Muscheln angepasst und die Hörgeräte integriert. Seitdem hört der Bernhardiner wieder wie früher – und geht seines Weges, ohne die Gegenstände am Wegesrand anzurempeln. Das Glück des Besitzers und die unkonventionelle Methode sprachen sich herum und so war „der Bernhardiner mit dem Hörgerät“ in aller Munde – und in allen Medien. Eine unbeabsichtigte aber sehr wirkmächtige Werbung für das Unternehmen.

„Mein Sohn Lukas hat dann aber gegenüber der Presse klargestellt, dass das eine Einzelaktion der Mutter war und kein Geschäftszweig des Unternehmens werden würde,“ sagt der stolze Vater und schmunzelt dabei.

„Sympathische Werbung“ ist überhaupt ein sehr erfolgreiches Feld bei den Schinkos. Sie haben so ziemlich alle Auszeichnungen für pfliffige Werbung bekommen, die man bekommen kann. Inklusive eines „Löwen“ in Cannes. Das sind die Auszeichnungen für die besten Werbespots der Welt, die Kinogänger aus der „Cannes-Rolle“ – einem Film über eben diese Spots – kennen.

Bei so viel Dynamik und Innovation mag man gar nicht glauben, dass das Unternehmen im vorigen Jahr 105 Jahre alt geworden ist. Anlässlich dieses Jubiläums hat sich die AG – wie man das so macht – eine Firmenchronik gegönnt. Allerdings anders als es andere machen. Titel: „Die Neuroth-iker“. Weil die Leute Neuroth heissen ... Sie verstehen. Die Schinkos haben nicht nur Sinn für Werbung, sondern auch Humor. Und eine Liebe zum Wort. Beides spürt man im Gespräch mit Georg Schinko, weshalb es Spass macht, sich mit ihm über das Gehörte hinaus, Gedanken zu machen. Zum Beispiel über das, was er einmal machen möchte, wenn er nicht mehr arbeitet.

„Oh, das habe ich schon in Planung,“ weiss er auf seine charmante Art zu berichten. „Das wird am 1. Januar 2018 eintreten. Dann werde ich in mein Häuschen in Kroatien gehen und dort hoffentlich die erste Ernte meiner Scampi-Zucht einfahren können.“ Scampi-Zucht? In Kroatien?

„Ja, die Feinschmecker dieser Welt wissen, dass es in der Kvarner-Bucht die feinsten und köstlichsten Scampi gibt. Glasklares Wasser und ein Kalksteingebirge, durch das das Regenwasser ins Meer fliesst und es gerade so kalkhaltig macht, wie es die Scampi lieben – damit sie so werden, wie ich sie liebe – gegrillt. Wenn Sie EINMAL dort Scampi gegessen haben, dann essen sie nie mehr anderswo Scampi. Die Ausbeute meiner Zucht werde ich wohl nur in homöopathischen Dosen an Freunde verteilen. Der köstliche Rest ist für mich,“ sagt er lachend und dabei leuchten seine Augen. Man kann sich gut vorstellen, wie Georg Schinko mit dem Bötchen durch eine der schönsten Buchten Kroatiens schippert und als „Herrscher aller Reusen“ schaut, ob der eine oder andere Scampo schon die richtige Grösse hat, um in Begleitung eines frischen Weissweines seinen Teller zu veredeln.

Wie gesagt – eine schöne Vorstellung. Doch bis dahin hat er sich noch viel vorgenommen. An erster Stelle steht der oben erwähnte „Medtech



So soll der MedTech Cluster in Küssnacht einmal aussehen.

Cluster Schweiz“ in Küssnacht. Er soll die Ansiedlung von Firmen umfassen, die sich mit medizinischem Gerät befassen und eine Ergänzung zum „Life-Science Cluster“ mit Roche und Novartis in Rotkreuz darstellen sowie ein thematisches Gegenstück zum Finanzcluster in Pfäffikon bilden.

„Wir verfügen dabei über eine gewisse Erfahrung,“ erläutert Schinko seine Pläne, „weil wir Gründungsmitglied des steirischen Medizincusters sind. Der wurde vor zehn Jahren gegründet und hat inzwischen mehr als zehntausend Mitarbeiter. In Küssnacht sollen eintausend Arbeitsplätze im Laufe der Jahre entstehen – in Produktion und Verwaltung. Die Nachfrage der Unternehmen, die bereits jetzt ihr Interesse bekunden, geht in genau diese Richtung. Wir als Neuroth Hörcenter AG werden dort in jedem

Fall als Erste unser Headquarter für die Schweiz, Deutschland und das westliche Europa installieren.“ Was er sonst noch für den Erfolg des Clusters tun kann, wird er als Investor auf jeden Fall tun. Weil es sich bei Georg Schinko um einen Unternehmer der dynamischen Sorte handelt, glaubt man ihm das sofort.

Zum Schluss kommt er wieder auf das Kerngeschäft zurück – das gute Hören. Mit einem verschmitzten Lächeln stellt er mir die Frage: „Finden Sie nicht auch, dass es schöner ist, ‘Ich liebe Dich’ einem anderen Menschen ins Ohr flüstern zu können – als es brüllen zu müssen?“

Hmh, vielleicht hat „Amore“ tatsächlich etwas mit „Am Ohre“ zu tun... 🍷

HAUPTSPONSOR



01 PFÄFFIKON



02 WOLLERAU



03 LACHEN 04 SCHINDELLEGI



05 EINSIEDELN 06 STEINHAUSEN



07 KÜSSNACHT 08 GOLDAU



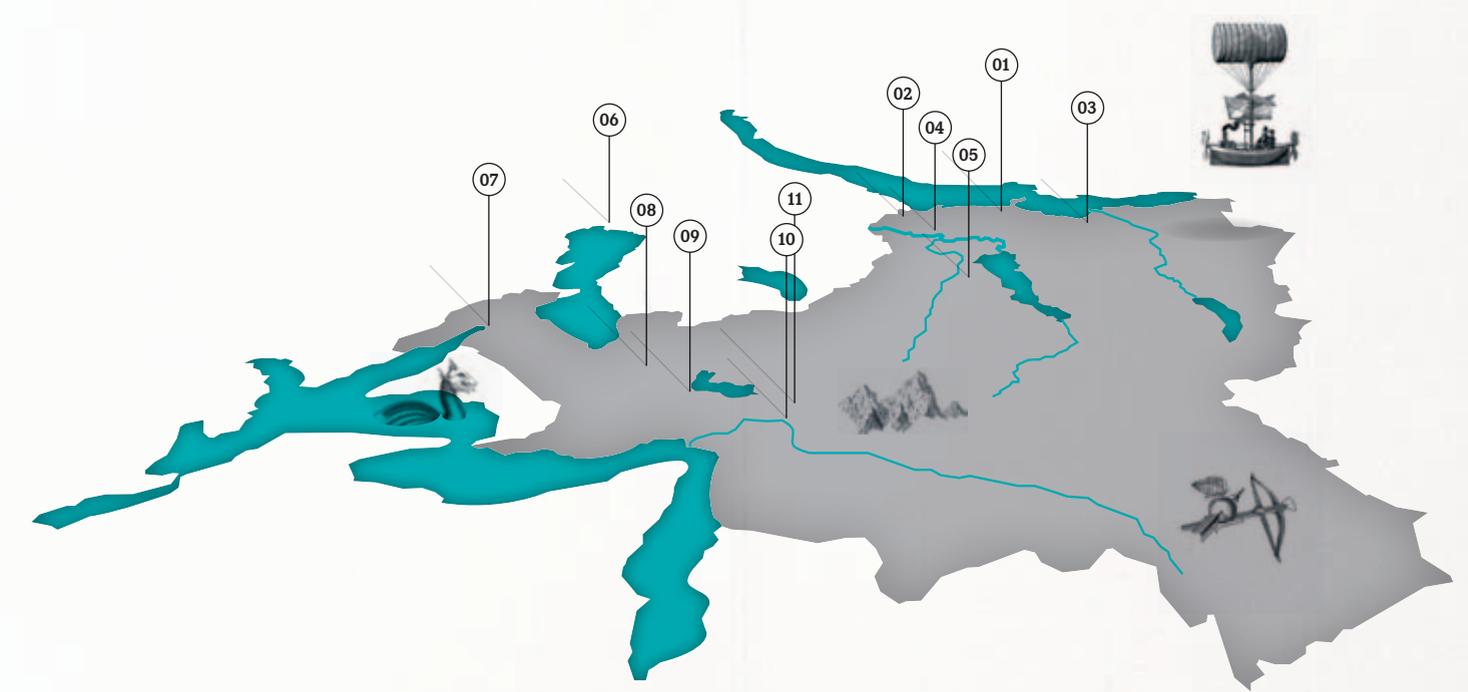
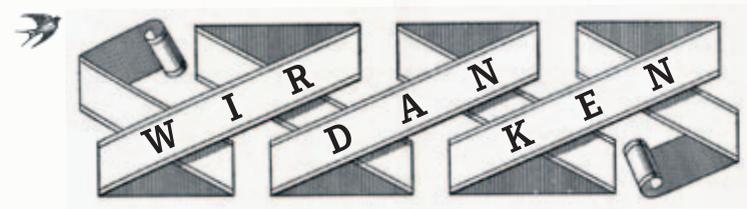
09 LAUERZ 10 IBACH-SCHWYZ



11 SCHWYZ



SCHWYZER KANTONALBANK · Schwyz | SWISSLOS · Lotteriefonds | CEVIAN CAPITAL · Investment Advisory · Pfäffikon | CGS MANAGEMENT · Private Equity · Pfäffikon | CHRISTEN AG · Bauunternehmung, Gartenbau, Transporte, Immobilien · Küssnacht am Rigi | CONVISA AG · Unternehmens-, Steuer- und Rechtsberatung · Schwyz, Pfäffikon, Altdorf | GARAVENTA AG · Maschinenbau · Goldau | GUTENBERG DRUCK AG · Grafik, Print, Mailing · Lachen | KOST HOLZBAU AG · Küssnacht | KÜHNE + NAGEL INTERNATIONAL AG · Logistik- und Transportunternehmen · Schindellegi | KÜHNE STIFTUNG · Schindellegi | MAX FELCHLIN AG · Konditorei-Halbfabrikate · Schwyz | →



MIT GROUP · ICT-Totalunternehmung · Wollerau | NEUROTH - HÖRCENTER AG · Hörgeräteakustik · Steinhausen | PROMAN AG · Projektmanagement im Petrochemischen Anlagenbau · Wollerau | SCHAUBRENNEREI Z'GRAGGEN · Brennerei Lauerz | STEINEL SOLUTIONS AG · Elektronikentwicklung und Produktion · Einsiedeln | SCHWYZ TOURISMUS · Schwyz | SWISS CASINOS PFÄFFIKON ZÜRICHSEE · Spielcasino · Pfäffikon | TELLCO AG · Anlage- und Vorsorgelösungen · Schwyz | TREUHAND- UND REVISIONSGESELLSCHAFT MATTIG-SUTER UND PARTNER · Steuerberatung und Wirtschaftsprüfung · Schwyz | VICTORINOX AG · Ibach-Schwyz |

*the  
region  
of*

